Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Julius Rodenberg.

Erster Band.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1865.

Die neue Sündfluth.

Erster Band.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Julius Rodenberg.

Erster Band.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1865.

Die neue Sündfluth.

Erster Band.

Die neue Sündfluth.

Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert.

Von

Julius Rodenberg.

Erster Band.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1865.

Mein Prolog: Ueber ein altes Bild.

Zuerst will ich dem Leser sagen, wo ich den Gegenstand dieses Romans gefunden: in der Trödelbude! Dahin wirft nur zu oft das Leben dasjenige, was einst schön gewesen, und weiht es der Vergessenheit. Dann aber kommen zuweilen die Geschichtschreiber oder die Dichter, und nehmen es wieder heraus und bringen es zu Ehren. —

In einer jener Londoner Trödelbuden, deren Fenster mein Entzücken waren, so oft mich mein Weg an denselben vorüberführte, sah ich eines Tages ein altes Bild. Dieser Laden befand sich in Hemmings-Row an einer von den Ecken, mit welchen dieses enge, dunkle, schmutzige Gäßchen auf Castle-Street stößt, eine Straße, etwas weniger eng, dunkel und schmutzig, (obwol von allen drei Eigenschaften noch genug!) welche die Verbindung mit dem Strand auf der einen und mit Leicester Square auf der anderen Seite vermittelt. Auf diese Weise, indem ich einmal von Leicester Square nach dem Strand ging, ent-

deckte ich zuerst das Gäßchen, dann den Laden, dann das alte Bild.

Es war ein Porträt.

Tausend Dinge, die meinen Blick anzogen und meine Neugier erregten, standen in dem Fenster des kleinen Ladens, vor dem Fenster und hinter dem Fenster. Da war täglich etwas Anderes zu sehen, und mein Staunen war erstlich, wie alle diese Dinge in einem so kleinen Laden Platz haben könnten, und dann, woher sie gekommen sein möchten und wohin sie gingen. Denn es war wirklich ein sehr kleiner Laden, und finster, mit nicht mehr als Einem Fenster, und dieses ganz voll von Sachen, die alle das bischen Licht, welches durch den Nebel von London und über die schwarzen Dächer hereindrang, für sich selber in Anspruch nahmen. Und dann war der kleine Raum noch mehr beschränkt durch eine alte dicke Frau, welche das ganze Jahr, auch im Sommer, einen braunen Mantel trug und durch einen kleinen dünnen Jungen, welcher das ganze Jahr, auch im Winter, eine Jacke mit offenem Hemdkragen trug. Diese Beiden hüteten den Laden, in welchem die vielen Sachen waren. Großer Gott! welch' eine Menge von verschiedenen Sachen das war — alte Uhren, alte Porcelanfiguren, altes Glas, alte Degen, alte Stühle, alte Uniformen mit alten Epau-

lettes, alte Bilder, einige in Rahmen, die auch alt waren, einige auf vergilbtem Papier.

Die Bilder waren meine Liebhaberei. Unter ihnen sah ich eines Tages das alte Bild, von dem hier die Rede ist, das Porträt. Es stand auf einer Tasse, die ganz mit kleinen blaßen Blumen bemalt war, und dahinter stand eine Uhr und ein großer Stock mit Band, der für den besten Stutzer seiner Zeit gut genug gewesen, um ihn bei der Promenade (in St. James-Park) an den Rockknopf zu hängen; ferner eine Tabacksdose, aus welcher Goldsmith und Johnson geschnupft haben mögen in Tom's Caffeehaus (welches leider in diesem Jahr abgerissen worden ist); und endlich solch' ein verschossener Fächer und Riechfläschchen (ohne Stöpsel), als wol, in den Blüthetagen ihrer Jugend, das Original von Fielding's „Lady Bellaston" hätte gebrauchen können, den einen, um ihre zahlreichen Liebhaber zuweilen damit auf die Hände zu tupfen, das andre gegen Ohnmachten, wenn einer derselben ihr desertirte.

Aber ich will chronologisch sein und aufrichtig. Zuerst war es diese Menge von Gegenständen, die meine Aufmerksamkeit erregte. Denn ich bin eingenommen für die alten Dinge, mit denen die Menschen, welche vor uns lebten, ihre eigene Person oder ihre Zimmer, Wände,

Tische und Kamine geputzt haben. Beim zweiten Blick jedoch war es das Bild, welches mich so sehr anzog, daß ich alles Andere darüber vergaß.

Es war das Porträt einer Dame: ein liebliches Frauengesicht. Es war so hübsch, so reizend und so traurig! Die Augen, wenn man sie allein ansah, etwa so, daß man versuchte, den übrigen Theil des Gesichtes mit der Hand zu bedecken, lachten: jenes übermüthige, glückselige Lachen, welches der Jugend, der Schönheit, der Illusion — mag sein auch dem Leichtsinn, gehört. Der Mund, wenn man ihn in derselben Weise allein ansah, weinte: jenes Weinen ohne Thränen, das unseligste von allen, welches der Hoffnungslosigkeit, dem Entsagen, der Verzweiflung — mag sein auch der Reue, gehört.

Woher dieser merkwürdige Contrast in einem Gesicht? fragte ich damals, indem ich die Hand entfernte, welche mir zuerst den einen und dann den anderen Theil desselben verborgen hatte. Nun war es ein neues, ganz anderes Gesicht. Die Augen lachten nicht mehr, der Mund weinte nicht mehr, aber eine süße Melancholie war darüber ausgebreitet, welche den Beschauer mächtiger fesselte, als Beides, eine wehmüthige Stille, ein Sonnenschein wie im Herbste.

Nachdem ich mir das Bild aufmerksam in dieser Weise betrachtet hatte, entfernte ich mich von demselben wie von irgend einem anderen Producte der Kunst oder Laune, welches unsere Bewunderung weckte. Aber es lebte tiefer in meiner Seele. Ohne daß ich es wußte, hatte das Bild sich meiner Phantasie bemächtigt. Oefter als sonst suchte ich das Gäßchen, den Laden auf, und eines Tages kaufte ich mir das Bild.

Allein der Junge wußte von dem Bilde nichts als den Preis. Die alte dicke Frau im braunen Mantel, welche mir immer wie ein Orakel vorgekommen war, als müsse sie die Geheimnisse von einem jeden dieser alten Stücke wissen, seine verborgene Geschichte und seine verschwiegenen Erfahrungen, dieses Orakel, welches heute ganz besonders so aussah, da sie wegen der Kälte über einem dreibeinigen Kohlenkessel saß — auch sie wußte von dem Bilde nicht mehr zu sagen, als daß sie es von einem „Manne" gekauft habe, welcher es seinerseits „von einem Kammerdiener" gekauft habe, welcher es seinerseits von „irgend einem großen Lord" haben möge.

Das Blatt, wie mir schien nach einem Original vom Ende des vorigen Jahrhunderts, hatte offenbar einst bessere Tage gesehen und früher vielleicht in einem schönen Rahmen irgend ein schönes Zimmer geschmückt. Es war hier

auf ein anderes, schmutziggewordenes Blatt geklebt und hatte die Unterschrift:

Lady Grace Dalrymple Elliott.

Ich habe versucht, die Geschichte dieser Dame zu erforschen; und ihr Leben, ihre Schicksale sind es, die der nachfolgende Roman erzählt.

Erstes Buch.

Da sahen die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menschen.

Genesis, VI, 2.

Erstes Capitel.

In welchem Fräulein Dalrymple eine Lady wird.

An einem Abend in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte der sehr Ehrenwerthe, der Kronanwalt für „die Grenadas", Hew Dalrymple Esq. in Edinburgh, eine lustige Gesellschaft bei sich zu Tafel. Hew Dalrymple Esq. war sein Lebenlang ein lustiger Mann gewesen, hatte den Wein und die Frauen geliebt, mit Ausnahme seiner eigenen, welche sich freiwillig von ihm trennte, nachdem sie drei oder vier Jahre mit ihm sehr unglücklich gelebt hatte.

Aber Hew Dalrymple Esq., aus einer der großen und alten katholischen Familien Schottlands, war ein Mann von Glück, Talent und Position in der Welt. Er war in der Seitenlinie verwandt mit dem altberühmten Hause der Earls v. Stairs, welche in der Geschichte von Schottland und später, nach der Vereinigung der beiden Königreiche, in der von England eine sehr hervorragende Rolle gespielt haben. Als ein jüngerer Sohn war Mr. Dalrymple unter die Advocaten gegangen und persönliche Auszeichnung hatte er sich durch einen Proceß gewonnen, welcher in den Siebziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der damaligen fashionablen Welt in sehr hohem Grade beschäftigte. Dies war der seiner=

zeit so celebre Hamilton-Douglas Fall, in welchem die Herzogin von Argyll, als verwitwete Herzogin von Hamilton, für ihre unmündigen Söhne erster Ehe gegen die Erben des letzten Herzogs von Douglas auftrat. Genannte Dame war eine der beiden Gunnings — jener irländischen Mädchen von ausnehmender Schönheit, aber geringer Abkunft, Schauspielerinnen und so arm, daß ihre Mutter nicht wußte, was sie mit sich und mit ihnen anfangen solle. Sie besprach sich deßwegen mit Sheridan, welcher damals Schauspiel-Director war. Er rieth, daß man sie in den Hofkreisen präsentiren möge. Aber hier entstand eine große Schwierigkeit: woher in aller Welt die Hofkleider nehmen? Auch dafür wußte Sheridan ein Mittel: er lieh ihnen aus der Theater-Garderobe die Costüme von Lady Macbeth und Julia Capuletti. In diesen sahen die beiden Mädchen so reizend aus, daß sie die ganze damalige Cavalierswelt in ungemeine Aufregung versetzten, und sie hatten so großes Glück (das nachmals sprichwörtlich gewordene „Glück der Gunnings"), daß eine davon, Lady Macbeth nämlich, eine Gräfin (v. Coventry) ward, und die andere, welche Julia gewesen, im Verlauf von acht Jahren die beiden Herzogskronen von Hamilton und Argyll erheirathete und die Hand eines dritten Herzogs — des von Bridgewater (der den großen Canal und das Schloß in Asheridge erbaut hat), ausschlagen konnte.

Diese Herzogin war die Klägerin in dem Processe und Mr. Dalrymple ihr Anwalt. Das „Glück der Gunnings" war auf seiner Seite — natürlich, und er erstritt dem Hause Hamilton das Marquisat von Douglas und die 17,000 Pfd. Sterling jährlicher Einkünfte der Douglas-Besitzungen. Letzteres wurde freilich später vom

Hause der Lords umgestoßen, welche diese Summe dem Baron Douglas zuerkannten. Aber das Marquisat blieb bei den Hamilton's, welche es noch heute in ihrem Titel führen, und der glückliche Advocat hatte sich einen großen Ruf und die Anwartschaft auf eine Auszeichnung von Seiten des Gouvernements, eine Stellung und einen Titel erworben, welche ihm demnächst auch in der Eigenschaft eines „Kronanwalts für die Insel Grenada“ (eine englische Colonie in Westindien), mit dem Sitz in der Hauptstadt dieser Colonie, St. George, zu Theil wurden. Nicht lange, bevor er sich von Schottland auf seinen neuen Posten begab, hatte Madame Dalrymple, wie wir bereits andeuteten, ihn verlassen; das heißt: zuerst hatte er sie verlassen, und dann war sie kummervoll und leidend in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt, wo sie sehr bald darauf starb, indem sie einer Tochter das Leben gab. Diese Tochter wurde später, in ihrem fünften oder sechsten Jahre, auf Veranlassung ihres Vaters mit einer treuen Dienerin zur Erziehung in ein französisches Kloster geschickt. Nun war, nach Verlauf von etwa zehn Jahren, und kurz vor der Zeit, wo dieser Roman beginnt, der sehr Ehrenwerthe, der Kronanwalt für „die Grenadas“, aus der Colonie heimgekehrt, mit einem sehr beträchtlichen Vermögen und dem löblichen Vorsatz, dasselbe in der Zurückgezogenheit von den Geschäften und im Kreise seiner Freunde auf die beste Weise zu genießen; und nun auch hatte er soeben seine Tochter aus dem französischen Kloster nach Edinburgh zurückkommen lassen, um sie demnächst und bei passender Gelegenheit in die Welt einzuführen.

Damals war das nordische Athen weit entfernt von dem sittlichen Rigorismus unserer Tage, seine Weisen be-

kannten sich vielmehr zur Schule des Epikur und liebten das Symposion, den gefüllten Becher und die gastliche Tafel. Und da die Tafel des Kronanwaltes für die Grenaden nicht nur eine der reichsten und gewähltesten in Edinburgh war, sondern auch noch den Vorzug hatte, daß man in Rede und Betragen keine Rücksicht auf eine Frau vom Hause hätte nehmen müssen, so erfreute sie sich einer großen Beliebtheit unter den Lebemännern jener Tage, und ein Diner bei Hew Dalrymple Esq. pflegte daher ein sehr angenehmes Ereigniß für diese vortreffliche Brüderschaft zu sein.

Solch ein Diner war es, als an dem besagten Abend und zu der genannten Zeit eine ehr- und tugendfeste Gesellschaft von sechs wohlbeleibten Herren, die allesammt kahle Scheitel, aber nach der Sitte der Zeit Perrücken mit Zopf darüber hatten, um den länglichrunden Tisch in dem Speisezimmer des Herrn Hew Dalrymple saß.

Diese würdigen Männer hatten sich sehr befriedigt über die einzelnen Schüsseln geäußert. Da war zuerst jene eigenthümliche schottische Suppe, „mutton-broth“ genannt, die mit jeder Form eines Küchenproducts eher Aehnlichkeit hat, als mit einer Suppe — da sie ein ganzes Mittagessen in condensirter Form darstellt und obendrein stark nach Hammel riecht. Nach dem Urtheil des Schotten aber ist diese Suppe die Vollendung der Kunst und fehlt bei keinem Diner. Dann war ein großer Fisch gekommen — ein Salm aus dem Flusse Tay, der für diese Gattung berühmt ist. Die Sauce war mit Kapern gewürzt, aber es stand jedem Gaste frei, sie mit Anchovis- und Champignon-Extract noch schmackhafter zu machen oder zu verderben, wie Sir John Elliott meinte, nach

dessen Behauptung alle pikanten Zuthaten nur dazu da seien, um den Geschmack von guten Speisen zu verderben und den von schlechten nicht besser zu machen. Die Glorie des Diners war ein Rehrücken aus Lanarkshire gewesen, welchen ein Förster der Hamilton's dem sehr Ehrenwerthen, dem Herrn Dalrymple geschickt hatte. Das war ein Stück so zarten und duftigen Wildprets gewesen, als sich einer von diesen ehrbaren Herren nur je versucht zu haben erinnerte.

„Ich sage euch!" rief Sir John Elliott, der unter seinen Freunden für ein ganzes Küchenorakel galt, „ich sage euch, es ist Alles eine Finte mit dem Haut-Goût des wilden Thieres. Gebt mir sauer gewordenen Wein und sagt, das sei die Blume des Kellers. Gebt mir verdorbenes Wild und sagt, das sei der Triumph der Küche. Aberglaube ist es und schändlicher Franzosentrug. Ja, meine Herren, weil unsere Freunde über dem Wasser mit dem Wald ebenso schlecht umzugehen wissen, als mit dem Wild, und sich darum ihren Braten aus Gott weiß welch entfernten Forsten tageweit holen müssen, so haben sie aus der Noth eine Tugend gemacht und dem Gestank einen neuen Namen gegeben. Aber es wird eine Zeit kommen, wo die vornehme Welt ebensowenig einen faulen Rehrücken als eine faule Hammelkeule essen mag; und wir brauchen nicht bis dahin zu warten, denn wir haben den Hirsch und das Reh frisch aus unseren Hochlandsforsten und darum ein Hurrah für das Wildpret von Schottland."

„Und ein Hurrah für den Förster von Lanark, der es unserem ehrenwerthen Wirthe gesandt hat!" rief ein anderer von den Gästen, indem er sein Spitzglas mit

Champagner erhob. „Ein wahrer Himmelssegen für ihn, dieser Hamilton-Douglas-Proceß. Es lebe das Glück der Gunnings! Denn die Götter lieben den gewinnenden Theil, und so lang unser Freund lebt, wird er von den Rehrücken aus Lanarkshire schmausen! Also, meine Herren, es lebe unser Freund!"

„Nur darauf, daß ihr mit mir lebt und mit mir schmauset, nehme ich das vorgeschlagene Glas an und leere es auf das Wohl meiner Gäste," erwiderte Mr. Dalrymple, indem er sich unter dem lauten Jubel derselben verneigte.

Hierauf kam ein alter Diener, welcher das Tischtuch abnahm und das Dessert auf die dunkelbraune Mahagoniplatte stellte: ein paar Teller mit Wallnüssen, ein paar dickbauchige Krystall-Karaffen voll rubinroth-funkelnden alten Ports und ein feines dünnes Glas für jeden Gast. Mit den Wallnüssen und dem Portwein pflegten auch die „guten Geschichten" zu kommen, was nämlich diese Tugendmuster so nannten, und Einer von ihnen war eben beschäftigt, eine solche zu erzählen, während die Andern unter dem Trinken und Nüsseknacken zuhörten: als plötzlich leise an die Thür des Speisezimmers geklopft ward.

Nur einer oder zwei von den Gästen hatten das Pochen vernommen, so leise war es geschehen. Nun aber, wo es sich und zwar viel lauter wiederholte, sahen sich Alle betroffen an, während Mr. Dalrymple aufsprang. „Zum Teufel!" rief er, „wer hat an der Thür dieses Zimmers etwas zu suchen, wenn das Tischtuch fortgenommen ist?"

In einem oberen Zimmer desselben Hauses hatte zu eben der Zeit, wo unten die fröhliche Tischgesellschaft ihre Sitzung hielt, ein junges Dämchen die Stunden in viel weniger angenehmer Weise verbracht.

Sie war noch niemals in ihrem kurzen Leben so lang allein gewesen, die Arme, als in diesen Tagen, und sie hatte sich — um die Wahrheit zu sagen — auch noch niemals so sehr gelangweilt. Da war Nichts, was sie hätte zerstreuen, unterhalten, amüsiren mögen, weder das Gespräch einer Freundin, noch irgend eine der kleinen Neckereien und Intriguen, welche niemals ausbleiben, wo mehrere junge Damen unter einem Dach beisammen sind. Ja, selbst die Erzieherin, die Frau Priorin, zu ärgern oder dem Lehrer, dem Herrn Abbé zu widersprechen, war ein Vergnügen, dessen sie hier gänzlich entbehren mußte.

O, des beklagenswerthen Looses der jungen Damen, die aus der Pension zurückgekehrt sind! Nicht einmal die verstohlenen Blicke der jungen Elegants, die ihre Schwestern besuchten, gab es hier, entweder zu vermeiden oder zu erwidern.

Was hatte sie dafür zum Ersatz? Nichts als die Freiheit, von der sie keinen Gebrauch zu machen wußte; Nichts, als die Gesellschaft ihrer Dienerin, eines alten, treuen Geschöpfes, das aber wahrhaftig nicht amüsant zu nennen war.

„Ihr müßt nicht so ungeduldig sein," sagte diese, welche den ganzen Tag noch zwischen den Kleidern und übrigen Sachen ihrer Herrin zu kramen hatte, denn man war erst seit wenigen Tagen von dem Continent heimgekehrt, und, nach ihren Begriffen, noch lange nicht recht in Ordnung. „Was soll das geben, wenn Ihr jetzt schon

anfangen wollt, ungeduldig zu werden, mein süßes Mädchen? Da, kommt —" sagte sie, indem sie an das Fenster trat, und es in die Höhe schob, — „seht Euch dieses Edinburgh an, dieses Land, diese Berge und freut Euch, daß Ihr wieder in der Heimath seid!"

Das Haus lag in High-Street, auf der Höhe dieser hügeligen Straße, dicht an dem berühmten Schloß, und war selber sehr hoch, und man hatte von diesem Zimmer aus einen herrlichen Rundblick auf die tausend altmodischen Giebel und Dächer und Gebäude, auf die terassenartigen Straßen und Plätze der Stadt, und auf das blaue Meer, welches fern, wie ein Streifen, in der Abendsonne schillerte.

„Welch eine schöne Stadt dies ist," rief die treue Seele begeistert aus, „und welch ein schönes Land! Kommt, mein süßes Mädchen, ich will Euch Alles zeigen. Wahrhaftig, da könnt Ihr bis Leith und Portobello hinuntersehen, und das da ist Arthurs Fels und dort die bläulichen Berge, das sind die Lammermuirs. Es giebt doch kein zweites Land in der Welt, wie dieses, — kein Frankreich und kein Paris kann sich damit vergleichen. Und diese Luft — probirt nur! Wie gesund sie ist! Das ist Luft aus dem Hochland — ich wollte Euch jede Blume und jedes Kraut nennen, nach denen sie riecht. Ah, solch eine Luft giebt es auch in der Welt nicht wieder — Gott segne mein theures Schottland und Gott gebe, daß ich es nimmermehr zu verlassen brauche."

Aber ihr kleiner, muthwilliger Schützling hatte kaum auf diese Worte geachtet. „Horch nur!" sagte sie, indem sie die Finger an die Lippen legte, „wie lustig sie da unten sind."

Darauf hatte sie die Zimmerthür geöffnet, und ein lautes, herzhaftes Lachen schallte die Treppe herauf durch das stille Haus.

„Ich möchte wol hinuntergehen!“ sagte die junge Dame, welche noch unschlüssig in der Thüre stand.

„Das wäre!“ rief die Dienerin, voll Entsetzen. „Ihr habt zwar manchen tollen Streich gemacht im Kloster — aber dafür sind wir jetzt auch nicht mehr im Kloster, sondern in Edinburgh. Kommt, Miß Grace, geht da aus der Thüre fort, und seid ein gutes Mädchen und seid vernünftig, und setzt Euch daher, und schaut zum Fenster hinaus, oder nehmt ein Buch ... ja, ja, ich will Euch das schöne Buch holen ...“

„Becky!“ rief Miß Grace, mit einem Tone zwischen Aerger und Weinen ...

„Ja, ja,“ fuhr Becky fort, „ich suche Euch das schöne Buch aus dem Koffer heraus, welches Euch die Priorin zum Abschied geschenkt — das große Buch mit Saffian und Gold ...“

„Lafontaine's Fabeln!“ schluchzte Grace. Nein! es war unerträglich.

Inzwischen hatte sich Becky in das Nebenzimmer entfernt und fing an zwischen den Kasten und Schachteln zu rumoren und summte ihr altes Lied dabei, auch solch ein gutes, einfaches Ding von einem Lied, wie es Miß Grace noch mehr zur Verzweiflung brachte — ihr Wiegenlied.

Es fiel auf einen Tag, einen schönen Sommertag,
Als das Korn wuchs grün und gelblich,
Daß da entstand ein großer, großer Streit
Wol zwischen Argyle und Airley ...

Endlich hatte Becky das Buch gefunden, „das große, schöne Buch mit Saffian und Gold"; als sie es aber ihrer jungen Gebieterin in's Zimmer bringen wollte — da war diese verschwunden.

Sie hatte sich den Augenblick von Becky's Abwesenheit zu Nutze gemacht, um zu entfliehen, die Treppen hinab — und das war es, weswegen die ehrenwerthen Herren beim Portwein, mitten in ihren „guten Geschichten" unterbrochen worden waren.

Aergerlich darüber, näherte sich der sehr ehrenwerthe Mr. Dalrymple der Thür, um zu sehen, welchen Grund die Störung habe. Doch kaum, daß er die Thür nur ein klein wenig geöffnet hatte, als ein Mädchen mit lautem Lachen hereinsprang, halb noch ein Kind, zwischen 15 und 16 Jahren, aber schon voll und üppig entwickelt in ihren Formen und mit einem Gesicht von bezaubernder Anmuth. Es war ein so lieblich, wehmüthig schmachtendes Gesicht, so zart und schmal, mit einem fast morgenländischen Anflug, mit den schönsten dunkelbraunen Augen, von feingezogenen Brauen und langen schwarzen Wimpern beschattet; das echt britische Oval der Schläfen und Wangen war von kastanienbraunen Haaren umringelt (die aber ganz weiß gepudert waren), und auf sanft gebogenem Schwanenhals unwiderstehlich anmuthig geneigt, als sie sich mit erneutem Lachen dem Herrn Dalrymple an die Brust warf.

„Ha, ha, ha," lachte sie, „das ist gewiß recht komisch und du bist mir wol recht böse, Papa? Aber vergieb mir, Papa. Es kam mir da oben in meinem einsamen Ding von einer Stube so unausstehlich langweilig vor, und als ich euch hier unten mit den Gläsern klingen und

dazu rufen und lachen hörte, da dachte ich, daß ich mich bei euch viel besser amüsiren könnte, und lief Becky fort und kam an die Thür, um zu fragen, ob ich eintreten dürfe?"

„Das ist ein gutes Mädchen!" sagte Mr. Dalrymple, dem dieser Einfall seines Kindes vorzüglich zu gefallen schien. „Habt ihr dergleichen Dinge in dem französischen Kloster gelernt, in welchem ich glaubte, daß sie dich zu einer perfecten Nonne machen würden, mein Mädchen?"

Nun, die französischen Klöster jener Tage waren eine ganz besondere Sorte von Heiligthümern. Sie waren die Rendezvous der fashionablen Gesellschaft, welche ohne Beschränkung ihre Schwestern und deren Freundinnen darin besuchten. Der Cardinal Lecamüs versuchte zwar einmal, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, diesen Zustand zu ändern; er erinnerte die Nonnen daran, daß sie die Welt verlassen hätten, und daß die Welt daher auch nicht zu ihnen kommen dürfe. Aber seine Stimme ward übertönt von den rauschenden Orgien der Regentschaft, und die Klöster fuhren fort, der Aufenthalt von Personen zu sein, welche sich am wenigsten dazu eigneten, in den Mauern derselben gesehen zu werden. Eines der ärgsten von diesen Klöstern war dasjenige der Augustinerinnen von Montfleuri. Eine Canonissin desselben, Claudine v. Tencin, hatte einen Sohn geboren und auf den Stufen einer Kirche in Paris ausgesetzt, der zum großen Aergerniß der Mutter nicht nur von einem armen Uhrmacher gerettet, sondern noch dazu ein sehr berühmter Mann wurde, fast berühmter als sie selber, die als Schriftstellerin und geistreiche Frau ein Gegenstand der Bewunderung war.

Diese Generation, d'Alembert der Encyclopädist, und seine zärtliche Mutter Claudine v. Tencin waren hinabgegangen; aber das Kloster von Montfleuri fuhr fort, von den tonangebenden Herren der Hauptstadt protegirt zu werden. Und in diesem Kloster war es, wo die Tochter des Herrn Dalrymple erzogen worden war, und hier auch in dem Kloster von Montfleuri hatte sie zuerst den Herzog Louis Philipp von Orleans gesehen, für welchen schon damals ganz Paris schwärmte, und welcher dieses Kloster von Zeit zu Zeit besuchte, weniger um die Bekanntschaft der Nonnen, als vielmehr der jungen Damen zwischen 14 und 17 Jahren zu machen, welche von den Ersteren hier in allen Künsten eines feinen und modischen Lebens unterrichtet wurden.

Kein Wunder daher, daß es der jungen Dame, welche eben, in ihrem sechzehnten Jahre, aus diesem angenehmen Kloster nach dem für ihre Begriffe sehr einförmigen Edinburgh zurückgekehrt war, in ihrem „einsamen Ding von einer Stube" sehr wenig behagte, und daß sie sich von dem Gläserklingen im Speisesaal viel mehr Vergnügen versprach. Mit einer nur in Paris zu erlernenden Grazie und Eleganz verneigte sie sich gegen die einzelnen Herren, als ihr Vater sie denselben vorstellte: „Fräulein Grace Dalrymple, meine Tochter!"

Alle Herren waren von ihren Stühlen und von ihren Gläsern aufgestanden. Der erste, welcher den eleganten Gruß der Tochter des Hauses erwiderte, war Sir John Elliott.

Sir John Elliott gehörte einer guten und alten schottischen Familie an. Er war ein vollendeter Lebemann, und ebenso ausgezeichnet in seinem Urtheil bei der

Tafel als in seinen Galanterien gegen die Frauen — in der That stellte er die Freuden, welche ihm beide gewährten, ungefähr auf gleiche Höhe. Die Formen seiner Galanterie waren ein wenig altmodisch; sie stammten noch aus der Schule der Pompadour, bei welcher der ehrenwerthe Herr in seinen jüngeren Jahren, als er die Tour nach dem Continente angetreten, einmal oder zweimal die Cour gemacht hatte. Denn Sir John Elliott war kein junger Mann mehr: er war etwa zehn Jahre älter, als der Vater von Fräulein Grace.

Aber er hatte sich dadurch, daß er unverheirathet geblieben, die Prätensionen der Jugendlichkeit erhalten, sowol in seinem Betragen als in seiner Toilette — leider nur nicht ganz mehr in seinen Beinen und Füßen. Denn diese wurden in gemessenen Zwischenräumen von den fürchterlichsten Anfällen des Podagras heimgesucht, da er die Unmäßigkeit mehr liebte als die Diät, und dabei beharrte, den Wein dem Wasser vorzuziehen. In solchen Zeiten der Heimsuchung pflegte sich Sir John dem Anblick seiner Freunde zu entziehen; Niemand von ihnen wurde bei ihm vorgelassen, und wenn er sich nach überstandener Marter denselben wieder zeigte, so machte er ein solches Geheimniß aus der wahren Natur seines Uebels, daß er ihnen sagte, er habe an Zahnweh gelitten. Dieses „Zahnweh in den Beinen," wie es seine Freunde nannten, ward bei ihnen zu einer Art von Witzwort, und indem es ihnen hinreichende Gelegenheit zu scherzhaften Bemerkungen gab, machte es ihnen weit mehr Vergnügen, als es ihm je hätte machen können. Aber Sir John, sobald er nur erst wieder des Trostes der Flasche theilhaftig geworden, ertrug diese kleinen Bosheiten der Gesellschaft mit großer

Ruhe, und seine einzige Rache war, zu sagen: „Wartet nur, Kinder — ihr werdet es auch schon bekommen, alle, wie ihr hier seid!"

Kurz er war, sobald er nur einigermaßen fest auf seinen Füßen stand, einer der ausdauerndsten Genossen bei heiteren Anlässen und das vollkommene Muster desjenigen, was wir einen „alten Herrn" nennen. In seiner Kleidung huldigte er der eben in London aufgekommenen Mode des blauen Fracks mit Messingknöpfen, der Chamoisweste, des dreieckigen Hutes und der Perrücke mit Zopf, welche zu seinem Glücke verbarg, daß er auf seinem Schädel kein einziges Haar mehr hatte.

Mit einem Compliment, welches — soweit es die veränderten Umstände der Figur und Jahre zuließen — demjenigen glich, mit welchem er sich damals bei der Marquise eingeführt, reichte er jetzt der jungen Dame den Arm, um sie zu einem Sessel am Tische zu geleiten.

Alsdann, nachdem sie Arm und Sitz angenommen hatte, ließ er sich mit großer Ceremonie neben ihr nieder und gab den übrigen Gästen das Zeichen, daß sie auf's Neue willkommen seien, zu ihren Plätzen und ihren Flaschen zurückzukehren.

Niemand war zufriedener mit der Wendung, welche dem Vergnügen seiner Gäste einen Reiz hinzufügen mußte, als der Kronanwalt für die Grenada's. Er betrachtete das liebliche, jugendfrische Gesicht seiner Tochter mit aufrichtiger Freude und einem gewissen Stolze, weil er sah, welchen Eindruck es hier auf seine Kumpane machte, Männer, deren Urtheil ihm in jeder Beziehung so viel galt. Er forderte seine Gäste auf, der Flasche nicht zu vergessen, und diese ließen die Gelegenheit für den neuen

Toast nicht ungenützt, und wenn der Wirth und seine Gäste viel getrunken haben würden, auch wenn die schöne Grace nicht erschienen wäre, so tranken sie jetzt doppelt so viel, da das feuchtglänzende Auge und der liebliche Mund derselben jeden von ihnen in seiner Weise animirte.

Sir John dagegen trank, nachdem er an der Seite der jungen Dame Platz genommen, auffallend wenig; denn seinen Grundsätzen getreu, theilte er nun seine Aufmerksamkeit zwischen den beiden Dingen, die er liebte. Vielleicht war er ein klein wenig zu parteiisch für die Erfüllung der galanten Verpflichtungen, welche ihm dieser Abend so unerwartet auferlegt hatte. Aber welcher Mann von Welt und Geschmack hätte unbewegt neben einer Dame sitzen können, welche, obgleich noch nicht ganz sechzehn Jahre alt, doch schon als die Vollendung ihres Geschlechtes gelten konnte, sowol in der Fülle und Schönheit ihrer Formen, als in der gewinnenden Anmuth ihres Betragens und der vortheilhaften Wahl ihrer Toilette! Die Mode jener Zeit, überdrüssig endlich der Monstrositäten des thurmartigen Kopfaufsatzes und der Hackenschuhe, schwankte noch zwischen dem Reichthum der Farben und Stoffe einer vergangenen und der fast gesuchten Nüchternheit einer kommenden Periode.

Die Taille fing schon an, den Armwinkeln bedenklich nahe zu rücken, und die Ausdehnung des Untergewandes war im Abnehmen. Aber doch war dem Faltenwurf eine gewisse Schönheitslinie geblieben und der Arm selbst noch nicht in jenen reizlosen Aermel gepreßt, der seine natürliche Rundung ganz verkümmert. Der Bruch mit Allem, was französisch und von Frankreich gekommen war, bereitete sich auch in der Tracht vor, welche einige Jahre

später, als die Revolution und der Kaiser zertreten war, zu einer solchen Absurdität von Ungeschmack entwickelt ward, daß als einzige Entschuldigung für sie angeführt werden konnte, sie sei durch und durch britisch. So weit war man damals noch nicht gegangen, und dann hatte Miß Grace das Kleid, welches sie in Montfleuri getragen, als sie dem Herzog von Orleans präsentirt worden war — roth mit Goldfäden — an der Seite mit weißem Stoff ausgeschlagen, mit Rosetten aufgesteckt, und so tief ausgeschnitten, daß es Nacken, Hals, Schultern und Arme in ihrer ganzen ersten Schönheit sehen ließ.

„Also Madame,“ sagte Sir John, der nach der galanten Weise der Vierziger-Jähre des Jahrhunderts, in welchen er jung gewesen, jede unverheirathete Dame „Madame“ anredete, „Sie sind dem Herzog vorgestellt worden? Und Sie kennen ihn wirklich und er hat in der That mit Ihnen gesprochen, Madame?“

„So ist es, Sir John,“ erwiderte Miß Grace. „Se. königliche Hoheit war sogar so gnädig, mit mir von meinem Vaterlande zu sprechen und zu bemerken, daß er es sehr liebe und ebenso gern in London bei seinem guten Freunde, dem Prinzen von Wales königliche Hoheit, verweile, als in Paris. Nun, ich habe darüber kein Urtheil, da ich London nicht kenne, obgleich ich es wol kennen lernen möchte. Aber das seh ich schon jetzt, daß es hier in Edinburgh unaussprechlich ennuyant ist, und daß ich vor Sehnsucht nach Paris sterben werde, wenn ich in der Stube noch lange sitzen soll, die mein Papa mir in diesem Hause angewiesen hat.“

„Und was thun Ihre Pariser Freundinnen, Madame,

um sich das Leben angenehmer zu machen, als Sie von dem Ihrigen zu hoffen scheinen?"

„Was sie thun? Eh bien ... sie heirathen!"

Sir John sah das junge Geschöpf, welches diese Worte mit einer bezaubernden Naivetät sprach, groß an, größer in Wahrheit, als er in den letzten zehn oder zwanzig Jahren ein weibliches Wesen angesehen hatte. So viel Jugend und Schönheit waren ihm freilich in der ganzen Zeit nicht begegnet.

„Und versprechen Sie sich denn wirklich ein solches Glück von der Ehe?" fragte er daher.

„Ohne Zweifel," erwiderte Miß Grace. „Es ist ein Glück für junge Damen, verheirathet zu sein. Man ist dann ebenso gut wie alle Andern, kann Toilette machen, spazieren fahren, Bälle besuchen, tanzen — enfin — man kann sich amüsiren. Denken Sie nur, wie ich mich geschämt habe, als ich vom Kloster Abschied nahm, ohne nur einmal verlobt zu sein! Keine französische Dame würde das Kloster anders verlassen, als um Hochzeit zu haben. Sogar meine Freundin, Mademoiselle Nathalie de Bourguignon, die noch jünger ist, als ich, sagte mir beim Adieu, es sei noch ein Geheimniß, aber sie wolle es mir nur verrathen, daß ihr Papa (der reiche Generalpächter Lahaye de Bourguignon) ihr einen Bräutigam gegeben hätte, und daß sie von heut in vierzehn Tagen die Frau von St. Malo sein würde."

Dies Alles, mit dem Ausdruck eines fast weinerlichen Ernstes gesprochen, machte einen merkwürdigen Eindruck auf den ehrenwerthen Sir John.

„Und würden Sie denn gern heirathen?" fragte er sie.

„Ob ich es würde," erwiderte sie, fast schmollend, daß er an der Wahrheit ihres aufrichtigsten Wunsches zweifle.

„Und darf man nach den Ansprüchen fragen, welche Sie an ihren zukünftigen Gemahl stellen würden?"

Grace's Augen leuchteten auf. „Daß er reich sei — erstens," sagte sie, die einzelnen Bedingungen an den zierlichen Fingern herzählend — „daß er mich tanzen lasse, so viel ich Lust habe, zweitens — daß er nicht mit mir schimpfe drittens, und ... und ... daß er mit mir nach London gehe, wo es jetzt schönere und glänzendere Bälle geben soll, wie Se. königliche Hoheit von Orleans sagte, als in Paris selber ..."

„Und Jugend ... Aussehen ... Figur Ihres Zukünftigen?" warf Sir John etwas zaghaft ein.

„Was kümmert das mich? — Ich dächte," sagte Miß Grace mit der Unschuld eines Kindes, „das wäre mehr seine Sache!"

Eine leichte Röthe flog über Sir John Elliott's feistes Gesicht bis unter die Zopfperrücke.

„Nun, wenn es denn in der That Ihr Ernst ist, Madame, sich zu verheirathen, ich bin in der Lage, Ihnen einen Bewerber nennen zu können, der jeden Ihrer Ansprüche zu erfüllen bereit und vollkommen im Stande ist."

Grace klatschte in die Hände. „Wird er mich auch ganz gewiß nach London führen?" rief sie, indem ihr zartes Gesichtchen vor Aufregung zu glühen begann.

„Das wird er, so wahr ich Sir John Elliott heiße und Baronet von Schottland bin. Hier meine Hand, Madame — und wenn Sie nach London wollen ...

es hängt von Ihnen ab . . . so nehmen Sie diese Hand und diesen Ring an!"

„Wirklich?" rief Grace Dalrymple freudestrahlend. „Halten Sie mich auch nicht für ein Kind und treiben deswegen Ihren Scherz mit mir?"

„Nein! es ist meine aufrichtige Herzensmeinung. Hier ist meine Hand, Madame, und . . ."

„Eingeschlagen!" rief das schöne Mädchen, indem sie zuerst den Ring mit rothem Rubin auf den Finger steckte und dann in die dargebotene Rechte Sir John's so laut mit ihrer zarten Hand klatschte, daß alle wackeren Zechgenossen, ihren Vater einbegriffen, aufsahen.

Sir John erhob sich. Er bat um einen Augenblick Ruhe (denn der Port lärmte in den Trinkern und die Trinker lärmten an dem Tische) und um die Vergünstigung zu einem Worte.

„Hear, hear, hear!" rief die Versammlung, deren gemeinsames Toben verhindert hatte, daß Einer von ihnen das vorangegangene Gespräch zwischen Sir John und Miß Grace vernommen haben konnte.

„Mit der Erlaubniß unseres ehrenwerthen Freundes, des Herrn Hew Dalrymple, stelle ich Ihnen hier Fräulein Grace Dalrymple als meine verlobte Braut vor!"

Ein allgemeiner Ausruf des Erstaunens, bei welchem derjenige des ehrenwerthen Mr. Hew Dalrymple nicht der schwächste war, drohte den Redner zu unterbrechen. Dieser aber bat noch um einen Augenblick Gehör.

„Sie wissen, mein ehrenwerther Freund (indem er sich an den Herrn des Hauses wandte), daß ich Laird und Eigenthümer einer unabhängigen Besitzung im Werthe von 10,000 Pfd. St. des Jahres bin, und da alles

Uebrige nur zwischen den Verlobten selbst zu ordnen ist, so glaube ich nicht, mein ehrenwerther Freund, daß Sie einen Grund haben, mir die Hand Ihrer Tochter Grace zu verweigern."

„Keinen, in der That, ich habe keinen," rief Mr. Dalrymple, „wenn meine Tochter will."

„Sie will," rief Miß Grace laut, „und nun hat Frau Nathalie von St. Malo keinen Grund mehr, sich von mir beneiden zu lassen," fügte sie leise hinzu, indem sie mit dem Rubin spielte.

Ein ungestümes Hurrah für das neue Brautpaar schallte durch das Gemach und über den mit leeren und vollen Flaschen bedeckten Tisch. Sobald es wieder einigermaßen ruhig geworden, erhob sich Sir John noch einmal.

„Ich gebe mir die Ehre," sagte er, „die hier versammelten Herren zu der in vierzehn Tagen stattfindenden Hochzeit einzuladen."

„Und in fünfzehn Tagen reisen wir nach London?" fragte Grace.

„So sei's!" erwiderte Sir John.

Und so war's. In vierzehn Tagen hieß Fräulein Grace Dalrymple: „Lady Grace Dalrymple Elliott," und in fünfzehn Tagen reiste das neuvermählte Paar nach London — sie ein Kind von noch nicht sechzehn, er ein alter Herr von mehr als sechzig Jahren.

Zweites Capitel.

In welchem die junge Lady nach London kommt.

London in den Achtziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts bot dem Beobachter ganz eigenthümliche Anblicke von rauschenden Lustbarkeiten, heftigen Parteikämpfen und allgemeiner Spannung. Der amerikanische Befreiungskrieg war eben zu Ende gegangen, die französische Revolution mit einem anderen Befreiungskriege, der folgen sollte, dämmerte schon aschgrau und blutigroth in der Ferne, und dazwischen stieg das Hoffnungsgestirn des Prinzen von Wales auf, des Thronfolgers, der eben, frisch und verheißungsvoll, zum erstenmale auf der Bühne des Tages erschienen war und dem Publicum Gelegenheit gab, sich von ihm zu unterhalten. Es ist oft bemerkt worden, daß das Volk mit dem Gedanken eines Thronfolgers große Erwartungen zu verknüpfen pflegt, und die Thatsache hat nichts Ueberraschendes. Denn die Hoffnung ist ebensowol ein angeborenes Erbtheil der Menschennatur, als die Unzufriedenheit, und beide dienen eigentlich nur dazu, wie Ebbe und Fluth, die Woge des öffentlichen Lebens in Bewegung zu erhalten, obgleich es in beiden Fällen den Schein hat, als käme zuletzt Alles darauf

hinaus, sich hinter den einmal gesetzten Landmarken wieder auszugleichen.

Die Prinzen von Wales im vorigen Jahrhundert hielten es regelmäßig mit der Opposition, weniger aus Ueberzeugung als einfach deßwegen, weil sie sich mit ihren königlichen Vätern und Herren nicht vertragen konnten. Diese königlichen Väter und Herren von der hannover'schen Linie waren Geizhälse und Poltrone, und die Zwistigkeiten derselben mit ihren Prinzen und Prinzessinnen von Wales bildeten das immer wiederkehrende Thema der Hofscandalosa. Der erste Prinz von Wales dieser Dynastie lebte in offener Fehde mit Georg I., und als er König geworden, verbannte er seinen Prinzen von Wales, Friedrich, von seinem Hof in St. James und zwang ihn, ein zweites feindliches Hoflager auf Leicester Square aufzuschlagen, welches ein Sammelplatz der Tories und Widersacher des whiggistischen Georg's II. ward. Unser Prinz von Wales, das „Hoffnungsgestirn" der Achtziger-Jahre, war ein Whig, natürlich — denn sein Vater, Georg III. war ein Tory. Er fing seine Laufbahn an, sich mit den Führern der Opposition, mit den Freunden der Amerikaner und der Freiheit zu umgeben; Fox, Sheridan und Burke waren die Ersten, mit denen er seine Feste feierte, seinen Rothwein trank und seine Karte spielte. Er war ein lustiger junger Herr, und nichts war in jenen Tagen so populär, als der Name des Prinzen von Wales.

Sogar seine erste Liebesgeschichte, die er hatte, diente nur dazu, ihn noch populärer zu machen.

Er war vor Kurzem achtzehn Jahre und damit mündig geworden. Es versteht sich von selbst, daß ein

Prinz, welcher mündig geworden, sein öffentliches Leben nicht besser einleiten kann, als durch eine Liebesaffaire. Und diese war in der That sehr romantisch; sie begann in einer Weise, würdig der poetischen Anschauungen eines Jünglings, welchen die natürliche Leidenschaft hinreißt die Schranken seiner Geburt und seines Standes zu vergessen.

Eine junge Schauspielerin, Madame Mary Robinson, nicht viel über zwanzig Jahre, als der Prinz sein achtzehntes vollendet hatte, war es gewesen, welche in der Rolle der „Perdita“ von Shakespeare's „Wintermärchen“ sein leicht erregbares Herz zuerst in Flammen gesetzt hatte.

Mrs. Mary Robinson, aus der Hafenstadt Bristol, an der englischen Südwestküste, war die Tochter eines Schiffscapitäns, Namens Darby. Ihr Vater, der sich in guten und bequemen Verhältnissen befand, konnte ihr eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden lassen. Die fromme Miß Hannah More, bekannt als Verfasserin einiger moralischer Schriften, die noch heute in den englischen Damen-Pensionaten viel gelesen werden, war ihre Erzieherin, und von dieser ward sie unterwiesen sowol in den Lehren der Tugend, als denen eines feinen und eleganten Benehmens. Es scheint, daß dieser letztere Theil ihres Bildungsganges derjenige gewesen, zu welchem sie die meisten natürlichen Anlagen mitbrachte, und in welchem sie daher auch die meisten Fortschritte machte. Die Vermögensumstände ihres Vaters hatten sich mittlerweile sehr verschlechtert. Er hatte den wilden und abenteuerlichen Plan gefaßt, die Eskimo's zu civilisiren und mit ihrer Hülfe Wallfischfängereien an der Küste von Labrador zu

etabliren. Nachdem Capitän Darby bei diesen philantropischen Bemühungen sein Vermögen verloren hatte, verließ der Mann, welcher ein Herz für die ganze Menschheit, mit Ausnahme seiner eigenen Familie hatte, Weib und Kind, um nie mehr wiederzukehren, und starb zuletzt in russischen Diensten, auf einem Kriegsschiffe, welches er führte. Mutter und Tochter waren fortan auf das angewiesen, was sie sich selbst erwarben. Sie zogen nach London und Miß Mary ward Gouvernante. Was sie sparen konnte, verwandte sie nun, um sich in den „üblichen Vollkommenheiten" auszubilden, und dazu gehörte natürlich auch das Tanzen. Ihr Lehrer war Mr. Hussey, der Balletmeister vom Covent-Garden Theater, und dieser, entzückt über die graziöse Gestalt und das hübsche Gesicht seiner Schülerin, brachte sie auf die Idee, ihre Schönheit und Talente zum Nutzen ihrer bedrängten Verhältnisse zu verwerthen, indem sie zur Bühne gehe. Der Balletmeister führte sie alsdann bei Mr. Garrick, dem Roscius jener Tage ein, und Mr. Garrick wiederum war von ihrer Erscheinung und Stimme so hingerissen, daß er ihr sogleich den Vorschlag machte, sie für die Bühne vorzubereiten. Er studirte demgemäß mit ihr die Rolle der Cordelia aus Shakspeare's „Lear", jener Tragödie, in welcher er selber den König mit solch unnachahmlicher Vollendung gegeben hat. Doch kurz vor dem Abend, für welchen ihr erstes Debüt angesetzt worden war, machte Miß Darby die Bekanntschaft eines jungen Advocaten, eines Mr. Robinson, der sich rasend in sie verliebte und ihr die Ehe vorschlug, obwol er nichts für sich hatte, als seine Jugend, seinen Leichtsinn, seine Armuth und seine Liebe. Indessen sind dieses Dinge, auf welche

sich ein Hauswesen gar nicht gut gründen läßt; schon nach wenigen Monaten ihrer Ehe hatten sie so viele Schulden gemacht, daß sie zusammen in's Gefängniß wandern mußten, und noch ehe ein Jahr vergangen war, hielten sie es für das Beste, sich ebenso rasch und resolut wieder zu trennen, als sie sich vereinigt hatten. Eine Ehescheidung kam zu Stande, und Mary behielt nichts zum Andenken, als den Namen: sie war Mrs. Mary Robinson, eine geschiedene Frau, und noch nicht zwanzig! Nun trieb das Elend sie wirklich auf das Theater; sie betrat es mit dem Entschluß, berühmt zu werden. Dies gelang ihr nicht gleich. Ihre Julia in Shakspeare's „Romeo und Julia" ging spurlos vorüber. Aber Furore machte sie mit ihrer zweiten Rolle, Perdita, in desselben Dichters „Wintermärchen". Diese Rolle, wie man weiß, ist nur von untergeordneter Bedeutung an sich selber; doch wurde sie ungemein anziehend gemacht durch die Lieblichkeit, Anmuth und Grazie der Darstellerin. Perdita-Strohhüte und Perdita-Schleifen wurden nun Mode.

Die ganze Stadt unterhielt sich von dem hübschen Schäfermädchen, welches am Ende sich als die Tochter des Königs von Sicilien herausstellt und glücklich wird in den Armen ihres treuen Florizel, des Prinzen von „Bohemia". Auch der Prinz von Wales, nicht weniger anmuthig zu jener Zeit und in seiner ersten Jugend, nur ein wenig unbeständiger schon damals, als sein königlicher Vetter von Böhmen, besuchte das Theater von Drurylane, um sie zu sehen, die liebliche Perdita, von welcher alle Welt entzückt und gerührt war. Es war die sechste Vorstellung dieses Stückes, mit Mrs. Robinson als Perdita. Der König, die Königin und königliche Familie waren in

ihrer Loge, als Perdita, aus ihrer Garderobe, hinter die Coulissen kam: ihre Toilette reizender, ihr Blick bezaubernder als je. Gentleman Smith, der Leontes jenes Abends, rief lachend: „By Jove! Ihr werdet heut Abend eine Eroberung machen, ich sah Euch niemals so schön!“ Und so war es. Kaum war sie herausgetreten, in fantastischem Geschmack ganz in Blau und Weiß gekleidet, mit goldenen Sandalen an den Füßen: da ließ Se. königliche Hoheit den Director des Theaters, seinen berühmten Freund Sheridan, in die Loge befehlen. „By Gad!“ rief er (denn fluchen konnte Se. königliche Hoheit schon damals, in seinem neunzehnten Jahre, das hatte er bereits in St. James gelernt) — „Ihr habt eine reizende Perdita! Sagt ihr, daß der Prinz von Wales entzückt sei!“ — Sobald sie im folgenden Acte wieder erschien, lehnte Se. königliche Hoheit sich weit über die Brüstung seiner Loge, um zu applaudiren, und als der Vorhang fiel, da war sein Schicksal entschieden. Der Prinz von Wales war entschlossen, der Florizel dieser Perdita zu werden. Gentleman Smith hatte richtig prophezeit.

In der strom- und waldumrauschten Einsamkeit des Schlosses von Kew, woselbst er damals residirte, und in derselben Nacht, als die süßen Lindendüfte mit dem Gesang von Nachtigallen ihm durchs Fenster schwebten, setzte er sich an den Schreibtisch und auf ein Blatt mit den Straußenfedern und der Devise der königlichen Prinzen von Wales warf er die Verse aus der Comödie:

„Du liebste Perdita, —
Ich kann mein eigen
Nicht sein, noch jemand Andrem Etwas, wenn
Ich dein nicht bin! Und diesem bleib' ich treu.
Florizel.“

Kein Geringerer, als William Anne Capel, Earl of Essex oder (darüber schwanken die Angaben) dessen Sohn Viscount Malden überbrachte den Brief, der diese Worte enthielt, an seine Adresse:

„Mrs. Mary Robinson, Drurylane-Theater, London," und als Antwort nahm er folgende Verse, gleichfalls aus der Comödie, an den Prinzen zurück:

O! Herr —
Eure Entschließung kann nicht halten Stand,
Wenn ihr entgegentritt die Macht des Königs!

Perdita."

Ein zweiter Brief des Prinzen folgte:

Mit solch' unfreundlichen Gedanken nicht,
O Holde, stör' die Heiterkeit des Festes!
Dein bin ich, kann ich nicht des Vaters sein."

Begleitet waren diese Verse von einem Porträt Florizel-George's, einer Miniatüre auf Emaille (gemalt von Mr. Jeremiah Meyer). In dem Medaillon, welches das Bild umschloß, befand sich ein Herz, aus Papier geschnitten, mit der französischen Legende auf der einen Seite: „Je ne change, qu'en mourant" (ich wechsle nur im Sterben), und der englischen auf der andern:

„Unalterable to my Perdita through life"
(Unwandelbar meiner Perdita durch's Leben).

Dann kam jene wunderholde Mondnacht, welche der Romantik späterer Zeiten einen so dankbaren Stoff gegeben hat. Die Themse glänzte im Silberlichte der Julinacht, und die alten Bäume des königlichen Kew rauschten. Da legte ein Boot an bei der Marmortreppe des Parkes, und eine Schäferin von Bohemia stieg aus, und ein Prinz, wie im Schauspiel, nahm sie in die Arme . . .

Seit jener Nacht war Perdita Robinson die erklärte Geliebte des Prinzen. Er gab ihr eine Verschreibung auf 20,000 Pfund St. (welche er aber niemals bezahlt hat) und eine herrliche Wohnung in Cork-Street, einer damals höchst fashionablen Straße in der Nachbarschaft von Burlington-Gardens. Die poesievolle Geschichte dieser Liebe kam in's Publicum, welches ein sehr großes Wohlgefallen an derselben fand; man unterhielt sich von nichts lieber, als von Florizel und Perdita, und ganz London war voll von dem Preise des jungen, schönen, reizenden Prinzen von Wales.

Dieses Verhältniß hatte ungefähr ein Jahr gedauert, die Feste, die es begleiteten, die Bälle, die Nächte mit Wein und Gesang schienen die Zeit doppelt beflügelt zu haben, bis die erste Frucht desselben erschien — ein Ereigniß, welches, wie man sagte, den jugendlichen Prinzen ungemein genirte. Auch wurde dasselbe ganz geheim gehalten, und von dem Kind, welches vielleicht zum Verräther hätte werden können (denn es soll die größte Aehnlichkeit mit dem Vater gehabt haben) durfte nie die Rede sein.

Ein anderes London war es damals, als die heutige Generation kennt, und eine andere Gesellschaft: grundverdorben und leichtsinnig, der Eisencur bedürftig, welche das folgende Jahrzehnt schon in Bereitschaft hatte — aber lustig, weit lustiger, als man sich jetzt einbilden kann. Die ganze Welt war es damals; sie tanzte den Kehraus vor der großen Revolution, welche das altgewordene Jahrhundert mit all' seiner Lustigkeit und Sünde begraben sollte.

In dieser tollen Zeit, wo überall in London Musik und Lachen und Gläserklingen war, traf das Ehepaar aus dem Norden in der Hauptstadt ein, Sir John Elliott und Lady Grace Dalrymple Elliott, dieses Kind von einem Weibe. Wie der kaum Sechzehnjährigen das Herz und das Auge lachte, als sie die langen Straßen, die großen Häuser, die stolzen Carossen und schweren Sänften sah! Welch eine lange Reihe von glänzenden Bällen und prachtvollen Ballkleidern Lady Grace's kindische Seele sich versprach, indem sie in einer schönen, mit Roth ausgeschlagenen Sänfte durch Bond-Street an der Seite ihres dicken, unbehilflichen Herrn getragen wurde.

Die Sänften waren damals von den Kutschen und Wagen noch nicht gänzlich verdrängt worden aus den Straßen der Stadt. Sie vertraten zum Theil noch das, was im heutigen Verkehr die Miethwagen, die Fiacres, die „Cabs" und „Hansoms" sind, und so wie dieser, bedienten sich damals der Sänften diejenigen, welche keine eigenen Fahrzeuge besaßen. Der Anstand erforderte natürlich, daß, wer zum Adel und zur Gesellschaft gehörte, auch seinen eigenen Wagen habe; aber Mitglieder derselben, welche sich nur vorübergehend in London aufhielten, durften sich wol auch eine Sänfte miethen. Und eine solche zog Sir John schon aus dem Grunde vor, weil sie ihm auf dem holprigen Pflaster, mit welchem damals noch die fashionabelsten Straßen bedeckt waren, die Stöße ersparte, für welche ein Mann in seiner Lage doppelt empfindlich ist. Eine dieser fashionablen Straßen für die Mode und die Magazine, wie es heute Regent-Street ist, war damals Bond-Street.

In Bond-Street war der berühmte Laden des Mr. Carr, welcher die ganze damalige vornehme Damenwelt mit seidenen Roben und französischen Modestoffen versorgte. Vor diesem Laden, welcher nach Lady Grace's Meinung, wenn nicht das Paradies selber, so doch der Vorhof desselben war, hielt die Sänfte Sir John's. Mit einiger Mühe, nachdem einer der Träger die Thür geöffnet, stieg dieser Biedermann im blauen Rock mit Messingknöpfen aus der Sänfte. „Blau und Messing", wie man damals sagte, die Farben der amerikanischen Rebellen und englischen Whigs, welche beide gleichmäßig Front machten gegen den König Georg III., war damals eben Mode geworden in den tonangebenden Kreisen des Prinzen von Wales. So gut als möglich reichte Sir John seiner jungen Lady, welche viel rascher heraussprang, die Hand und darauf den Arm, um sie in das Magazin des Mr. Carr zu führen. Die Wahrheit zu gestehen, machte dieser Act der Galanterie dem ehrenwerthen Sir John nicht blos einige Mühe, sondern auch einige Schmerzen. Denn die letzten Freudentage der Vorlobung und Hochzeit hatten ihm mehr Gelegenheit zum Ausbringen und Erwidern von Toasten gegeben, als für seine Ruhe gut gewesen, und schon zeigten sich die peinlichen Vorboten jenes „Zahnwehs in den Beinen", welches den Würdigen für jede Debauche so unerbittlich zu plagen pflegte. Zur Vorsorge deßwegen hatte er in seiner Sänfte, trotz der warmen Maiensonne, die auf Bond-Street und andere Straßen niederschien, einen großen Pelzsack liegen, in welchem er nach beendeten Einkäufen seine armen Füße wickelte, während sein junges, lachendes Weib sich in den flatternden Flor-Shawl

hüllte, welchen ihr der elegante Mr. Carr eigenhändig umgehängt hatte.

Das neuvermählte Paar hatte in Cork-Street Wohnung genommen, in derselben Straße zufällig, in welcher Mrs. Mary Robinson, die Geliebte des Prinzen von Wales, ihr Haus hatte. Heute ist diese Gegend von der vornehmen Welt gänzlich verlassen; aber es ist, als ob ihr der Parfum derselben und eine Art von nachgemachter Eleganz geblieben wäre. An dieser Stelle stehen die Burlington-Arcaden, einer Pariser „Passage“ ähnlich, mit französischem Flitterkram und Firlefanz — mit Blumen, Federn, unechten Schmucksachen, Perrücken, colorirten Bildern und Musikalien für Dilettanten — hie und da Klänge eines Claviers, von denen man nicht weiß, woher sie kommen — sonst Alles still, bunt und wollüstig. Wenn man heraustritt nach links, so ist Atkinson da, der große Parfümeur von Bond-Street, die der Länge nach die andere Front schneidet. Hundertfältiger, berauschender Geruch strömt aus dem Gebäude und füllt die vereinsamten, fast leblosen Avenüen von Burlington-Garden mit den Wohlgerüchen anderer Zeiten, und über die hohen dunklen Mauern zur Rechten nicken die alten, schweren Bäume von Burlington-Haus, welche, wenn sie wollten, Kunde geben könnten von den Menschen und Dingen, die vor achtzig Jahren hier gewesen. Gerade gegenüber geht es in eine kleine, noch heute, wenn nicht mehr vornehme, so doch stille Straße; dies ist Cork-Street; und das Haus zur Rechten, ein kleines, unscheinbares Haus, welches einst gewiß sehr wohnlich und comfortable eingerichtet war und noch heute von einem durch seine Jahre niedergebeugten Baume beschattet wird, ist das Haus, welches Sir John

für seinen Stadtaufenthalt in der Saison jenes Jahres gemiethet hatte.

Der arme Mann wurde sogleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft in London von dem Uebel heimgesucht, welches er in seinem Innern geduldig als die Strafe für seine letzten Freudenwochen in Edinburgh hinnahm. Seine junge Lady, welche eben in diesen Wochen ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte, dachte ein wenig ungeduldiger und unduldsamer über diesen Punkt. Die sonnigen Frühlingstage und Frühlingsabende gingen dahin, einer nach dem andern, ohne daß sie nur vor die Thür gekommen wäre; da lag London mit all' seinen Freuden vor ihr, da lagen die Ballkleider, und ein grausames Schicksal verhinderte sie, Gebrauch davon zu machen. Die Zeitungen verfehlten nicht, sie an jedem Morgen mit den Festlichkeiten des vergangenen Tages bei Almack's, im Ranelagh und Vauxhall, diesen Freudenorten des damaligen Londons, bekannt zu machen, an welchen sie keinen Theil nehmen konnte. Ihr einziger Zeitvertreib blieb das Fenster und das Haus gegenüber, in welchem Mrs. Mary Robinson wohnte. Es war nicht möglich, damals in London zu sein, ohne von Mrs. Mary Robinson zu hören, und was Lady Grace von ihr gehört, war genug, um ein gewisses Interesse für sie, etwas wie Neugierde zu erwecken; ja, mit einer Art von Neid sah sie täglich jene prachtvolle Carosse vorfahren, mit dem Namenszug der Dame auf dem Schlage und einem Blumenkörbchen darüber, welches so arrangirt war, daß es aus geringer Entfernung einem fünfspitzigen Krönlein glich. Dieser Wagen war ein Geschenk des Prinzen, welcher — so erzählte man sich — neunhundert Guineen dafür bezahlt

hatte, oder — was wahrscheinlicher! — schuldig geblieben war. Denn „Schuldenmachen wie der Prinz von Wales" war schon damals ein Sprichwort, welches sich nachmals, und bis heut, im englischen Sprachgebrauch erhalten hat. Aber Verschwendungen allein haben es nie vermocht, einen Fürsten unpopulär zu machen: im Gegentheil diente die Freigebigkeit dieses Prinzen, um so mehr, als man sich gar manchen noblen und wahrhaft schönen Zug davon erzählte, nur dazu, ihn, bei seinem ersten Auftreten, als hochherzig, edelmüthig und genial erscheinen zu lassen; und mehr als einmal in jener Zeit seufzte unsere kleine Lady aus der vollen Unbedachtsamkeit ihrer Seele: „Ach! daß ich ihn doch auch einmal sehen möchte!"

Drittes Capitel.

Vauxhall vor achtzig Jahren.

Wochen waren vergangen, es war voller Sommer geworden, und Sir John hatte die von Tag zu Tag gesteigerte Unruhe seines Weibes nur durch das Versprechen mühsam hingehalten, daß er den ersten Abend, an welchem er überhaupt wieder gehen könne, dazu benützen werde, sie nach Vauxhall zu führen. Dieser Abend war endlich, endlich gekommen, — schon am frühen Nachmittag, viel zu früh, hatte das junge Weib ihre Toilette beendet. All' die schönen Stoffe, welche sie bei Mr. Carr gekauft, hatte sie nun doch anlegen dürfen, und wie vortrefflich sie ihr standen, ihr, der sechzehnjährigen Schönheit, welche im Kloster von Montfleuri die Gesetze des guten Geschmacks nicht umsonst studirt hatte, kann man sich denken. Mit der Dämmerung kam der Wagen, und nach Vauxhall rollte eines der lebenslustigsten und reizendsten Wesen, welches die damals schon unermeßliche Themsestadt in dem Chaos ihrer Straßen und Häuser beherbergte.

Wir selber haben die Gärten von Vauxhall noch gesehen, in welchen die Großväter und Großmütter der jetzigen Engländer in so mancher fröhlichen Nacht tanzten.

Eine andere Gesellschaft freilich war es, die in den letzten Jahren von Vauxhall durch seine Lichter-Alleen wanderte und in seinen abgeschiedenen Lauben saß; aber doch, mit einem allgemeinen Ausdruck von Wehmuth vernahm London an einem Julitage des Jahres 1859, daß Vauxhall aufgehört habe zu sein. In der Nacht vorher, unter den mitternächtigen Abschiedsklängen des National-Anthems erschienen plötzlich an der Stelle, wo einst die Flammenbögen geleuchtet hatten, in großen Transparentzügen die Worte: „Fahr' wohl für immer!" Dann löschten die Lampen aus, um nicht mehr angezündet zu werden; Pavillons und Salons wurden niedergerissen, die alten Bäume gefällt, und an der Stelle, wo einst Vauxhall gewesen, steht nun eine Kirche und eine Schule.

Damals aber, vor achtzig Jahren, stand Vauxhall noch in seiner vollen Blüthe. Von allen öffentlichen Vergnügungsplätzen, deren das London des achtzehnten Jahrhunderts kaum weniger zählte, als das unsere, war dieser der älteste und renommirteste. Große Lords und Ladies pflegten dorthin zu gehen, es war ein Ort, wo man Perrücken und Degen und ehrbare Leute sah. Wenn man im Ausland oder in der Provinz von London sprach, so dachte man unter den ersten Dingen auch an Vauxhall, und darum ist es kein Wunder, wenn der kleinen Lady Elliott ihr Herzchen lauter klopfte, als man, auf der anderen Seite der Themse angelangt, den Lichterschein erblickte, welcher gleich einer feurigen Wolke um diesen feenhaften Garten zu schweben schien. Von Westminsterbrücke bis zum Eingang von Vauxhall war der Weg mit bunten Lampen behängt und auf beiden Seiten mit Reitern besetzt, um die spät in der Nacht heimkehrenden Gäste vor

den Angriffen der Räuber zu sichern, welche damals nicht blos die Umgegend der Stadt, sondern diese selbst in steter Furcht erhielten. Wagen auf Wagen rollte vor das strahlende Portal, wo mehrere Diener in weißen Perrücken mit Zopf, in weißen Kniehosen und rothen Sammetfräcken mit Gold den Schlag öffneten, um den reichgekleideten Damen und Herren herauszuhelfen. Die kleine Lady konnte die Zeit nicht erwarten, bis ihr Wagen an die Reihe kam, und wäre es nicht um ihre schönen Atlasschuhe gewesen, sie würde am liebsten gleich herausgesprungen sein. Aber nun, als sie durch die Flammenbögen des Portals eintrat und auf einmal sie der ganze Glanz der vornehmen Welt von London umgab — als die Musik ihr in brausenden Accorden entgegenklang und sie die tausend Lichter sah, die in den Bäumen hingen, und die tausend prächtigen Toiletten, die unter denselben promenirten — „O!" rief sie aus, „das ist schöner, als ich dachte!"

Sir John reichte seiner kleinen Lady den Arm, denn unbekümmert um ihn war sie rascher vorausgeeilt, als er folgen konnte, und hätte sich beinahe in der Menge verloren. Der würdige Mann hatte sich für diesen Abend, wo er zum erstenmale mit seiner Gemahlin öffentlich erschien, auf das stattlichste herausgeputzt, mit Blau und Messing, mit Chamois und Zopf. Aber dennoch fühlte er heute zum erstenmale den Unterschied an dem Schlage eines Herzens von sechzehn und sechzig.

Man befand sich hier in der „großen Allee", unter hohen Bäumen, zwischen welchen die Geisblatthecken dufteten, und in deren Laubkronen bunte Glaslampen flimmerten. Diese Allee, der Stolz des Gartens, „neunhundert Fuß lang", schloß mit einem Blick auf's Freie,

einen schönen Wiesengrund und einen Obelisken, welcher das Ende des Gartens bezeichnete. Doch war man noch nicht zur Hälfte so weit, als Sir John in der höflichsten Art seiner Anrede begann:

„Mylady!" sagte er, „es wird gut sein, wenn wir unsern Platz nehmen in einer von jenen Lauben! Das Concert scheint beendet."

Wirklich vernahm man in diesem Augenblick die majestätischen Schlußaccorde der Symphonie, welche, bis dahin, aus der Mitte des Gartens schallend, die weiten Alleen und abgeschiedenen Plätze desselben mit sanfter Musik gefüllt hatten.

Aber doch rief Lady Grace: „Wir sollten uns setzen, wenn die ganze Welt noch promenirt? O Sir John, das kann Ihr Ernst nicht sein. Ich habe ja den Garten noch nicht zur Hälfte gesehen . . . und dort, o hören Sie doch! — was mag das sein?" —

Es ließ sich nämlich unerwartet, und ganz aus der Nähe, das Läuten einer Glocke hören. Alle Welt, aus allen Alleen und Bosquets, strömte dem Klange nach, und wol oder übel mußte auch Sir John folgen, bis er, mit seiner Lady am Arm, in einer Seiten-Allee, vor einer rothseidnen Corde Halt machen durfte, welche die Grenze für das Publicum zog. Gegenüber, von dichtem Gebüsch umwachsen, war eine Art von Höhle, deren Oeffnung durch einen Vorhang geschlossen war. Endlich, nachdem der freie Raum sich ganz mit Zuschauern gefüllt hatte, ward der Vorhang in die Höhe gezogen, und statt in eine Höhle, wie man wol hätte erwarten sollen, sah man in eine wunderschöne Landschaft. Perspectivisch zeigte sich hier nämlich ein offenes Hügelland, mit einem Müller-

haus und einer Wassermühle, Alles illuminirt durch verborgene Lichter. Diese merkwürdige Leistung ward sehr bewundert. Aber der hauptsächliche Gegenstand, welcher das Auge fesselte, war eine Cascade oder Wasserfall. Es sah täuschend aus, als ob wirkliches Wasser über einen Abhang niederflösse, das Rad der Mühle drehte, schäumend zu Boden stürzte und dann langsam fortglitte. Dieser Anblick, begleitet von dem Plätschern der Cascade, machte einen sehr angenehmen und überraschenden Eindruck auf Aug' und Ohr.

Die kleine Lady war ganz stumm geworden und sah immerfort in die Landschaft, nach dem idyllischen Müllerhaus und dem rauschenden Wasser — bis auf Einmal, nach zehn oder fünfzehn Minuten, der Vorhang wieder fiel und das Bild verschwunden war.

Sogleich aber begann, in einiger Entfernung, eine fröhliche Tanz-Musik, und die Menge begab sich wieder in die Mitte des Gartens zurück.

Nun gab es auch kein Mittel mehr, um die kleine Lady zu halten. Fort, trotz der sauersüßen Miene, die er annahm, riß sie ihren ehrbaren Sir John mitten in das Gedränge hinein, welches eine unter einem chinesischen Tempeldach erhöhte Rotunde umgab. Hier, wo die verschiedenen Avenuen sich trafen, im Mittelpunkte des ganzen zauberisch beleuchteten Gartens, stand dieser allerliebste Tempel, dessen Kuppel überragt ward von einem Federbusch, dem Helmzeichen des Prinzen von Wales, und dessen Wände mit hübschen, der Jahreszeit, dem Orte und der Gelegenheit auf's glücklichste angepaßten Gemälden geschmückt waren. Dach und Säulen waren gleichfalls mit einer Verschwendung von Lichtern in allen Farben

decorirt. Das ganze Gebäude war von Holz, in Weiß und Pflaumenfarben, die Zierrathen von Stuck. Hier wurden, bei gutem Wetter, die musikalischen Unterhaltungen ausgeführt durch ein ausgewähltes Orchester und die besten Künstler jener Zeit, unter welchen damals noch die Sänger Beard und Lowe, berühmten Andenkens, waren. Oben war eine sehr schöne Orgel, und um dieselbe, unter dem Kuppeldach, saßen jetzt die Musikanten, die mit ihren Notenpulten, Instrumenten und dreieckigen Hüten einen Halbkreis schlossen, während unten, auf der nach allen Seiten hin offenen Plattform getanzt wurde. Die Wangen der kleinen Dame begannen zu glühen, als sie dieses lustige Schauspiel sah.

„Wenn ich doch auch einmal tanzen könnte!" rief sie, indem sie zugleich flehend und vorwurfsvoll ihren Gemahl ansah, der in diesem Augenblicke weit mehr daran dachte, wie er sich auf dem feuchten Erdboden vor Erkältung schützen sollte, als daran, wie der Wunsch seiner kleinen Frau zu erfüllen sei.

„Sie wissen, Mylady," sagte er, „daß Sir John zu seiner Zeit ein so rüstiger Tänzer gewesen ist, wie Einer. Aber das Tanzen ist ein thörichtes Vergnügen, und ich bin ein wenig weiser geworden seitdem."

„Weiser in der That!" schmollte Grace, indem sie sich abwandte, „aber ich wollte, ich hätte einen Narren, welcher mit mir tanzte!"

Die beiden Eheleute, welche diesen kleinen Streit mit einander führten, während das Rauschen der unsichtbaren Musik zu einem neuen Tanze aufforderte, hatten es nicht bemerkt, daß sie von zwei Herren, Offizieren in Husaren-Uniform, scharf beobachtet wurden.

„By Gad!“ rief der Eine, welcher der Jüngere von Beiden war und kaum zwanzig Jahre alt sein konnte — das ist das hübscheste Evatöchterchen, welches ich gesehen habe, seit . . .“

„Husch!“ flüsterte sein Begleiter, der mehr als doppelt so alt sein mochte, „nehmen wir uns in Acht, mit Handlungen sowol, als mit Worten. Ich habe Nachricht, daß wir heute nicht allein sind. Sie ist im Garten . . .“

„Gott verd— sie,“ rief der Andere aus, „ich habe ihr doch deutlich genug gesagt, daß sie mich nicht verfolgen soll, wie mein böser Geist. Ich mag sie nicht mehr, ich will sie nicht mehr — by Gad! es ist schwerer, diese Frauen loszuwerden, als sie zu bekommen. Das merke Dir, Horatio!“

„Dank für die gute Lehre! — Werden wir aber auch danach handeln?“

„Ça dépend — führ' uns nicht in Versuchung, ist unser täglich Gebet. Aber wenn solche Frauen Einem begegnen, wie jene dort, so jung, so schön, so reizend — by Gad! heißt das nicht, einen Cavalier in Versuchung führen? Ich sage dir, Horatio, mach' mich nicht verantwortlich für die Constellation der Sterne! Wenn ich nur wüßte, was für ein Mehlsack in Mannskleidern das unbehilfliche Ding ist, das ihr soeben den Arm reicht!“

„Ein treuer Freund und Gesinnungsgenosse, so weit ich ihn von hinten beurtheilen kann. Seine Façon sieht nach Claret aus, und ein guter Whig und Modenarr muß er außerdem sein, denn er trägt Blau und Messing. Aber was hindert uns, ihn einmal von vorne anzusehen?“

Sir John und Lady Grace hatten sich in diesem Augenblicke aus dem Ring, der die Plattform umgab, losgemacht und begaben sich in einen der dunkleren Baumgänge, welche nur dämmerig durch rothe Lampen im grünen Laub erhellt waren. Unbemerkt folgten ihnen die beiden Cavaliere.

„Wenn ich nur wüßte," flüsterte der Jüngere derselben seinem Freund Horatio zu, „ob dieser Elephant in Kniehosen ihr Vater, ihr Bruder oder ihr Gemahl ist."

„Ich schwöre darauf, daß er ihr Gemahl ist," war die Antwort. „Ich kenne kein Beispiel in der Naturgeschichte, daß der Bruder einer so zierlichen Figur über alle Grenzen einer anständigen Figur hinausgewachsen und der Vater einer hübschen Tochter galant gegen diese wäre. Seine Zärtlichkeit und seine Corpulenz setzen es außer Zweifel, daß er der Gemahl dieser Elfe von einem Weibe ist."

„Um so besser," erwiderte der Jüngere. „Du hast mir immer gesagt, daß es nichts Unpassenderes gebe, als alte Männer, welche junge Frauen haben. Du mußt das besser wissen, Horatio; Du hast die Praxis für Dich, die mir noch fehlt. Sehen wir, ob wir die Welt wieder in's Gleichgewicht bringen können, alter Kamerad. Voyons-allons!"

Das Paar, welchem die beiden Cavaliere, Arm in Arm, bis hieher gefolgt waren, trat nunmehr aus dem mattrothen Baumdunkel in die tageshelle Beleuchtung, welche von einer Muschelgrotte mit Wasser und Wassergottheiten in Marmor ausstrahlte. Aus dem geöffneten Rachen von Delphinen strömte das kühlende Naß nieder, von unten auf künstliche Weise durch grünliches Feuer

gefärbt, und auf dem Rücken dieser Thiere saßen pausbackige Olympier, mit emporgehaltenen Füllhörnern, aus denen dunkelrothe Flammen in die Luft schlugen. In der Nähe dieses vielbewunderten Kunstwerks standen zwei Bildsäulen, von Apollo, dem Gott, und von Mr. Händel, dem Capellmeister (als Orpheus auf seiner Leyer spielend), Arbeiten des berühmten Mr. Roubillac, und beide von der Gluth der wechselnden Beleuchtung bald roth, bald grün und bald gelb beschienen. Eines von diesen grellen Wechsellichtern traf auch das feiste Antlitz unseres braven Sir John und färbte es, nicht ganz zu seinem Vortheil, mit Grün, welches in der Vermischung mit seinem natürlichen Rothweingrunde ein Colorit ergab, um das ihn kein Mensch beneidet haben würde. Aber dennoch genügte es, um den älteren der beiden Cavaliere ausrufen zu machen: „Ist das nicht Sir John Elliott von jenseit des Tweed? Ja, by Jove! er ist es —“ und dann sich von seinem Freunde losmachend, indem er ihn bat, ihn an dieser Stelle zu erwarten, eilte er auf Sir John zu.

Dieses Schütteln von Händen hätte man sehen sollen! „Mein alter guter Freund! Seid Ihr es denn wirklich? Seid Ihr denn wirklich mein alter guter Freund George Horatio ...“ Er wollte fortfahren, aber George Horatio unterbrach ihn in seinem Erguß.

„Ja, ich bin es, so wahr Ihr Sir John seid!“

„Nein!“ rief Sir John noch einmal aus, indem er die Hand Lord Cholmondeley's von Neuem in Bewegung setzte, „in diesem feuchten Nest von einem Garten einen solch' alten, guten Freund zu finden, das hätte ich nicht erwartet, als ich hieherkam, um Mylady ... aber vor Freude, Euch gefunden zu haben, hätte ich beinahe ver-

gessen, Euch meine Gemahlin vorzustellen. Mylady Grace Dalrymple Elliott — Se. Excellenz George Horatio, Marquis und Earl v. Cholmondeley, Earl v. Rocksavage, Viscount Malpas . . .“

Wieder ließ ihn der Cavalier nicht zu Ende reden. „Ihr gebt uns ja eine ganze Lection aus der Peerage von Großbritannien, Sir John! Aber erlaubt, daß ich zunächst Mylady mein Compliment mache.“ Dabei legte er seine Hand an den dreieckigen Hut zu einem militärischen Gruße, dessen vollendeter Anstand die kleine Grace vollständig entzückte.

Allein Sir John ließ die Beiden nicht zu Worte kommen. Die Freude, einen alten Kameraden vom Trinktisch wiedergefunden zu haben, und die Hoffnung, die Nacht auf eine nach seiner Ansicht bessere Art zubringen zu können, als hier in der Gesellschaft von wasserspeienden Götzenbildern, übermannte ihn gänzlich.

„Hollah!“ rief er, „nun wollen wir eine Flasche Claret haben! Wir wollen eine von jenen kleinen Lauben haben, wo man vor diesen Wasserungeheuern und der Nachtluft sicher ist, und wir wollen einen gedeckten Tisch haben, und wir wollen . . . Nein,“ unterbrach er sich dann wieder in dem Entzücken seines Herzens, „daß ich einen solch' alten, guten Freund hier wiedergefunden habe!“

Er wollte eben seiner Gemahlin den Arm reichen, und lud den Lord ein, ihnen zu folgen, als dieser sagte: „Mein lieber Sir John, es würde mir ebensosehr zur Ehre als zum Vergnügen gereichen, in der Gesellschaft Mylady's eine Flasche Wein zu trinken, aber ich bin mit einem Freunde hier — einem jungen Mann, der

meiner Obhut anvertraut ist, und ihn hier zu verlassen, in diesem Garten der Freude, wo Jugend und Unschuld so sehr gefährdet sind, das kann ich mit meiner Pflicht kaum vereinen, Sir John!"

„Jugend und Unschuld — hängt sie!" erwiderte dieser. „Warum bringt Ihr dieses Bürschchen nicht heran? Bringt den Knaben her — wollen ihn schon beschützen, wollen ihn schon hüten, Mylord — wollen schon aufpassen, daß ihm Wein und Liebe kein Leides thun, bringt ihn doch her!"

Lord Cholmondely entfernte sich, um seinen Freund zu holen, welcher ihn an der bezeichneten Stelle erwartet hatte. Ein Knabe, wie Sir John ihn genannt hatte, war er freilich nicht ganz mehr, obgleich er — wie gesagt — auch noch nicht mehr als zwanzig Jahre zählen mochte. Aber ein rundes, zierliches, angenehmes Gesicht hatte er, welches unter der gepuderten Perrücke und dem Soldatenhut gar vortheilhaft hervorsah. Sein hübsches Auge hatte er fest, fast verzehrend auf Mylady Grace geheftet, als Lord Cholmondeley ihn dieser und darauf ihrem Gatten als Baron v. Renfrew vorstellte. Niemand hatte den Blick wahrgenommen, mit welchem der Baron sich vor der Dame verneigt hatte; aber dieser war er nicht entgangen. Er brannte ihr tief in die Seele — ach! — dieses Seelchen, welches in den sechzehn Jahren seines Erdenwallens noch keine Veranlassung gehabt hatte, weder zu fühlen, noch zu sündigen. Leider war sie nicht die Erste und wird auch wol nicht ganz die Letzte sein, bei welcher Beides gleichbedeutend sein sollte!

„Das ist gut, mein Junge, daß Ihr gekommen seid!" sagte Sir John, indem er den jugendlichen Offizier auf

die Schulter schlug. „Bah! — keine Umstände. Wollen sehen, ob Ihr schon ein Glas Claret — mag sein, auch ein Glas Sect vertragen könnt. Könnt Ihr — he? Na, na, wollen schon aufpassen, daß Euch nichts geschieht. Seid unbesorgt. Da, gebt Mylady Elliott den Arm — wollen sehen, ob Ihr schon eine Dame führen könnt. So — so, gebt ihr den Arm, kommt Mylord, gebt mir den Euren — denn Gott verdamme alle Beine, welche die Feuchtigkeit und Nässe nicht vertragen können, aber im Vertrauen gesagt, es ist mir angenehmer heute Abend, mich führen zu lassen, als zu führen. Gebt mir Euren Arm, Mylord!"

Lord Cholmondeley und an seinem Arm Sir John gingen voran. Es war wunderbar dabei, wie der Lord seinen Freund so zu führen wußte, daß sie die hellen Gänge und die Menschen vermieden.

„Laßt mich nur machen, Sir John," sagte sein Führer, „ich kenne die Vortheile dieses Gartens besser, als irgend ein Anderer in dieser Stadt. Ich verspreche Euch ein Souper und einen Wein, die ihresgleichen suchen sollen im ganzen Königreich!"

„Ja, ja," erwiderte Sir John, „das trau' ich Euch wol zu. Wenn Ihr einmal wieder hinauf kommt nach Edinburgh, dann soll's Euch vergolten werden, Mylord."

So humpelte er an der Seite seines militärischen Begleiters dahin, in seinen kurzen Hosen und seinem blauen Frack, ein Bild heldenhafter Selbstverleugnung. Denn in der That, er hatte schon ein leises Vorgefühl kommender Schmerzen, für welche er Niemanden anders verantwortlich machen konnte, als die Galanterie, welche ihn nach kaum vollendeter Dulderschaft hieher geführt

hatte, und die Wassergötter, welche den ganzen Boden umher naß gespült und gespritzt hatten. Aber doch nahm er sich vor, das Beste aus diesem Abend zu machen, und nur selten entrang sich seiner Brust ein halbunterdrückter Wehlaut.

Wie Frühlingsgestalten hinter den Beiden her schwebte der Baron und an seinem Arme die junge Lady Grace. Ja, wie ganz anders doch an solch' einem Arme zu gehen! Und wie ganz anders floß das Gespräch — klopften die Herzen, glühten die Wangen!

„Ich muß es Euch nur sagen, Mylady," begann der Baron v. Renfrew, welchen Sir John für einen Knaben gehalten, „Ihr seid mir nicht fremd. Den ganzen Abend schon, von dem Momente, wo Ihr eingetreten — o, der schöne Moment, der all' die Lichterpracht des Gartens überstrahlte! — ist mein Blick Euch wie ein Sklave gefolgt. Nun, da er Euch gefunden hat, erlaubt es ihm, daß er Euch in aller Demuth als meine schöne Herrin begrüße!"

„Welch' eine Sprache!" brachte Lady Grace, ein wenig gepreßt, heraus. „Ist mir doch, als ob ich Se. königliche Hoheit von Orleans wieder sprechen hörte!"

„Ihr kennt den Herzog?" fiel ihr der Baron auffallend hastig in's Wort.

„Es sind nicht drei Monate, Mylord, daß er mir beim Abschiede vom Kloster Montfleuri die Hand drückend sagte: Wenn Ihr einmal nach London kommen und meinen Vetter von Wales kennen lernen solltet, so saget ihm, daß ich ihn grüßen lasse. Ja, Mylord, also hat Se. königliche Hoheit mit mir gesprochen!" —

„In der That — waren das seine Worte?“ fuhr der Baron sinnend fort. „Ist es möglich ... Aber sagt, Mylady, Ihr kennt den Prinzen von Wales nicht? Ihr habt ihn noch nicht gesehen?“

„Nein, Mylord — aber ich wollte diesen Ring von meinem Finger darum geben, wenn ich ihn ein einzigmal sehen könnte ... diesen schönen, liebenswürdigen, ritterlichen jungen Prinzen von Wales!“

„Diesen Ring von Eurem Finger,“ rief der Jüngling, an dessen Arm sie ging, in Ekstase aus. „Gebt ihn mir, Mylady — Grace — holdeste der Gracien, gebt ihn mir, und so wahr ich ein Cavalier bin, ich schaffe Euch Gelegenheit, den Prinzen zu sehen — Ihr sollt ihn sprechen mehr als einmal, das schwör' ich Euch bei meiner Ehre!“

Der junge Mann war ganz erhitzt und in der Erregung des Augenblicks würde er ihr vielleicht das theure Pfand einer Neigung, die schon wild in seinem Innern loderte, entrissen haben, wenn sich nicht in demselben Momente ein Rascheln in dem Laubgange hätte vernehmen lassen, an welchem die Beiden eben vorüberstreifen wollten.

Auch die beiden Herren, welchen sie in gemessener Entfernung folgten, mußten das Geräusch vernommen haben, denn sie blieben stehen, und Lord Cholmondeley riß sich plötzlich von seinem wackeren Freunde zum großen Schrecken desselben los und eilte nach der Stelle, wo sein junger Freund und Lady Elliott Arm in Arm standen.

Aus dem Gebüsch war eine Frauengestalt herausgetreten, doch die Dunkelheit machte es unmöglich, ihr Gesicht zu erkennen. Aber weiß und geisterhaft flossen die langen Falten ihres Gewandes um den schlanken Körper.

Man sah, wie sie den Arm erhob, und nur die Dazwischenkunft Lord Cholmondeley's verhinderte sie, sich dem in einiger Entfernung stehenden Paare zu nähern. Langsam darauf sah man das Weiß ihres Gewandes unter der nächtigen Einsamkeit der Bäume verschwinden, und fast schauerlich verhallten in der Stille die Worte, die sie im Entschreiten sprach: „Florizel, der Schatten deiner Perdita wird dich verfolgen!"

Den Baron v. Renfrew schien diese Bewegung heftig erschüttert zu haben. Er zitterte so sehr, daß Lady Elliott an seinem Arm es merkte.

Aber Lord Cholmondeley lachte. „Eine von den Schauspielerinnen des Gartens hat sich in der That einen sehr gelungenen Scherz mit uns gemacht!"

„Wie bleich unser kleiner Freund aussieht," sagte der gutmüthige Sir John, als der Baron mit Lady Elliott näher kam.

„Nehmt Euch doch solch' einen Actricenspaß nicht zu Herzen. Habt Ihr geglaubt, Lady Macbeth wäre da? Aber Lady Macbeth kommt nicht wieder, so wahr ich ein guter Schotte bin. Schottinnen stehen nicht wieder auf, wenn sie einmal begraben sind — weder Königinnen noch Gemeine. Wollen Euch schon beschützen, mein Junge, vor Geistern und Lebendigen — habt keine Angst, kommt nur — sollt ein Glas Wein auf Euren Schreck haben!"

Dann zog er weiter, wie vorher am Arme seines Freundes Cholmondeley.

Der Baron v. Renfrew kam bald wieder zu sich selber, aber die Gelegenheit des Ringes war dahin.

„Diesen Ring!" sagte Lady Elliott, indem sie den jungen Mann mit ihren schönen Augen neckisch ansah —

„nein, nein mein Herr, ich versprach zu viel — das ist gar nicht möglich!"

Aber der Andre rief: „Ihr habt es einmal gesagt. In acht Tagen wird das neue Palais Carlton-House, welches Se. Majestät der König dem Prinzen von Wales zur Wohnung angewiesen hat, durch einen Ball eingeweiht werden, von welchem man sich bei Hofe und im Publicum viel verspricht. Dort wird die beste Gelegenheit sein, Euch dem Prinzen zu zeigen!"

„Ein Ball im Carlton-House," jubelte die Sechzehnjährige, welche über der Vorstellung eines Hofballs das vorher geäußerte Bedenken vergaß — „nein, Ihr scherzt! Wie sollte denn ich dahin kommen?"

„Ich habe einige Verbindungen im Haushalte des Prinzen und glaube, daß es mir nicht schwerfallen wird, eine Einladung für Sir John und Lady Elliott zu erhalten . . ."

Man war wieder an der Grenze des Lichtes und der Musik angelangt. In der That, es war der strahlende Glanz von mehr als 15,000 bunten Lampions, welche hier und überall zwischen den Bäumen funkelnd, einen höchst brillanten Effect machten. Aber anstatt sich links, in den vollen Bereich desselben zu begeben, wandte sich unter Lord Cholmondeley's Führung die Gesellschaft rechts. Hier war, dem Orchester gegenüber, der große Pavillon mit der römischen Säulenordnung, welcher für seine weiland Königliche Hoheit, Friedrich, Prinzen von Wales, Vater Sr. Majestät des gegenwärtig regierenden Königs Georg III. errichtet worden war. Nicht weit davon war eine Piazza von fünf Bögen, welche sich auf ein halbkreisförmiges Buffet öffnete, mit einem Tempel

und Dom an jedem Ende. Denn, wenn man von den Vergnügungen, welche dieser fashionable Platz damals dem Auge, dem Ohre und dem Geiste bot, zu den solideren überging, so mußte man gestehen, daß auch darin das Vorzüglichste geleistet ward, um die reichen und vornehmen Gäste zu befriedigen, welche sich hier, während der Saison, zuweilen in einer Anzahl von 16,000 versammelten. — Etwas abgelegen von diesem Mittelpunkte des Gartens waren verschiedene kleinere Pavillons, Logen und Apartements, mit einer großen Auswahl von Wandgemälden. Einige der schönsten dieser Arbeiten waren von Hogarth und Hayman, welch' Letzterer seine Gegenstände aus den Werken Shakspeare's genommen hatte.

Zu einem der abgelegensten dieser kleinen Plätze des Vergnügens, welche, ringsum von der Oeffentlichkeit abgeschlossen, im Innern höchst luxuriös eingerichtet waren, führte Mylord Cholmondeley seine Gäste. Schon war der Tisch gedeckt und Diener mit Goldschnüren um den Arm standen bereit, das Souper zu serviren. Und ein lustiges Souper war es — mit soviel Rothwein und Champagner, daß Sir John ein über das andere Mal rief, er wolle nicht von hinnen weichen bis zum hellen, lichten Tage. Aber er war noch vor dem hellen, lichten Tage so schwer betrunken, obgleich er ein gut Theil vertragen konnte, daß er nicht sah, wie der Baron mehreremale die zarten Händchen Mylady's an's Herz und auch an die Lippen drückte, und nicht hörte, wie Lord Cholmondeley, ihm auf die Schulter klopfend, rief: „Mein braver Sir John, Dein Podagra wird unser Bundesgenosse sein!"

Etwas vor Tagesanbruch verließ die lustige Gesellschaft ihren traulichen Sitz in Vauxhall Gardens, Sir John ward in die Kutsche getragen, die das Ehepaar nach Hause brachte, und Grace hatte noch mehrere Stunden Zeit, von dem Baron Renfrew, von dem Prinzen von Wales und von dem Balle in Carlton-House zu träumen.

Ein wenig vor der Zeit weckte sie aus so süßen Träumen Becky, welche mit der Nachricht in das Schlafzimmer gestürzt kam: „Mylady," rief sie, „es ist ein großer Brief mit einem großen Siegel angekommen!"

Als Grace in das Frühstückszimmer trat, da saß Sir John mit den Beinen wieder bis über die Knie in Watte und hielt in der Hand den großen Brief mit dem Haushaltssiegel Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wales.

„Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wales Oberhofmarschall," so lautete der Inhalt des Schreibens, „gibt sich die Ehre, Sir John und Lady Grace Elliott zu dem Balle einzuladen, welche Se. königliche Hoheit zur Einweihung von Carlton-House veranstalten wird ..."

„Der Teufel hole alle Bälle und Einweihungen," rief Sir John verdrießlich über den Zustand, in welchen er wieder gerathen war, und indem er das Einladungsschreiben auf den Tisch warf — „ich glaube, ich habe wieder Zahnweh!"

Viertes Capitel.

Handelt vom feinsten Herrn in Europa.

Der Ball in Carlton-House war nun das große Ereigniß, von welchem die Stadt sprach. Die vornehme Welt war in der höchsten Bewegung, wer Einladung erhalten habe, und wer nicht; und Mr. Carr in Bond-Street mußte Tag und Nacht arbeiten lassen, um die Toiletten der Damen zu machen, und Mr. Stulz, der Hof-Tailleur Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wales, hatte nicht weniger zu thun, um die Cavaliere zu dieser festlichen Gelegenheit zu costümiren. Man erzählte sich Wunderdinge im Voraus von diesem Ball, welcher Alles, was je bei Hofe gesehen worden, weit hinter sich lassen sollte, was freilich an sich noch nicht viel gesagt haben würde. Denn die Bälle und Festlichkeiten am Hofe des vor der Zeit gealterten Georg III. und der frommen Königin Charlotte waren immer ein wenig dürftig und langweilig gewesen. Von dem Prinzen, dessen erste Heldenthat in früher Kindheit die Erfindung einer neuen Sorte von Schuhschnallen gewesen, versprach man sich in dieser und vielen anderen Beziehungen Besseres. Und wol sollten diese Erwartungen in Er-

füllung gehen bei einem Manne von Geblüt, einem Thronfolger, einem künftigen König in England, der sich von nun an entschieden an die Spitze der Mode stellte und durch seine Manieren, seine Toilette, seine Pferde, Bauten und noblen Passionen sich den wohlverdienten Namen des „feinsten Herrn in Europa" machte.

Carlton-House stand da, wo im heutigen London Waterloo-Place auf Pall Mall stößt, über dem Parke von St. James. Zu Anfang des Jahrhunderts von einem Baron Carlton erbaut, ward es in den Dreißiger-Jahren desselben von dem damaligen Prinzen von Wales, Friedrich, dem Vater Georg's III. gekauft, welcher bekanntlich, durch frühzeitigen Tod abgerufen, den Thron nie bestiegen hat. Seine Gemahlin, die Mutter des dritten, die Großmutter des vierten Georg's, starb in diesem Hause, welches später, prachtvoll umgebaut, Letzterem bei seiner Mündigerklärung zur Residenz angewiesen wurde. Der jonische Giebel von Carlton-House und sein korinthischer Porticus waren damals eine von den architektonischen Sehenswürdigkeiten Londons. Aber das ist auch wieder dahin, Giebel und Porticus und Haus und Alles. — Die Säulen des korinthischen Porticus tragen nun das Dach eines besseren Hauses: der National-Galerie von Trafalgar-Square, und an der Stelle, wo Carlton-House ehedem gestanden, steht nun das Hotel der preußischen Gesandtschaft. Freilich ist es seltsam, „über das Schicksal von Häusern und Straßen nachzudenken!"

Für die schöne Grace in Cork-Street ging die Woche bis zu dem Tage des Hofballes in einem wahren Tumult von Aufregung dahin. Ihr kleines Herz war ganz voll thörichter Gedanken. Ihre einzige Furcht war gewesen,

daß die Krankheit Sir John's ihr einen Querstrich durch ihre liebsten Pläne machen werde. Allein wider anfängliches Verhoffen besserte sich der Gesundheitszustand und die Stimmung des ehrenwerthen Herrn rascher als sonst, wobei vielleicht die sorglich angewandten Heilmittel, vielleicht aber auch die Genugthuung über die Ehre mitgewirkt haben mögen, auf solch' unerwartete Weise an den Hof des Prinzen von Wales befohlen worden zu sein. Denn er schätzte diesen jungen Fürsten, obgleich er ihn noch nicht kannte, über Alles, war für die Moden und den Geschmack desselben parteiisch eingenommen und huldigte ihm, als seinem unsichtbaren Meister, schon mit Blau und Messing, bevor noch der Gedanke an die Möglichkeit einer persönlichen Begegnung war.

„Sehen Sie, Mylady," redete er seine Gemahlin an, „was es heißt, Verbindungen in der Welt zu haben! Ich wette, daß mein guter, alter Freund Mylord Cholmondeley es gewesen ist, welcher uns diese Einladung verschafft hat."

Lady Grace sagte: „Das kann wol sein," obwol sie wußte — sie und noch Einer — daß es nicht so war.

Während also Freude und Erwartung in dem kleinen Hause von Cork-Street herrschte, gingen ganz andere Dinge in dem großen Hause gegenüber vor, in welchem Mrs. Mary Robinson wohnte, die Geliebte des Prinzen. Ach! — die Geliebte, die gewesene. Welch' eine traurige und herabgewürdigte Figur macht doch solch' eine gewesene Größe, die für den kurzen Rausch von Fürstenleidenschaft Alles geopfert hat — Alles, was einer Frau heilig und werth ist, ihre Tugend, ihren Ruf und ihre Schönheit. Gestern noch gehätschelt von dem Allmächtigen und devot

umbückt von der Schaar seiner Bedientenseelen — morgen nicht mehr gekannt von dem Einen und von den Andern — verachtet! Und Mary Robinson konnte sich's nicht verhehlen, daß die kurze Sonne ihrer Herrlichkeit zum Untergange neige. Seit dem Eintritte jenes Ereignisses, welches wir berührt haben, und welches, wie sie meinte, ihre Seelen nur noch fester aneinander knüpfen müsse, fühlte sie das Gegentheil, daß der flatterhafte Prinz nämlich anfing, kühler und kühler gegen sie zu werden. Alle die Künste, welche einem verliebten Weibe theils die Natur, theils die Berechnung eingibt, zeigten sich unvermögend, die abgeflackerte Leidenschaft des Prinzen wieder zu entfachen. Vergebens, daß sie nach einem Grunde, nach einem Gegenstande der Eifersucht spähte. Es war kein anderer vorhanden, als daß der Prinz, welcher ihr ewige Treue geschworen, nach nicht viel mehr als einem Jahre ihrer überdrüssig geworden. Wie hätte es auch anders sein mögen? Beständigkeit, Treue — ein Herz: des Prinzen Beispiel zeigt, daß dieses die Eigenschaften nicht sind, mit denen man sich den Ruhm erringen kann, „der feinste Herr in Europa" zu sein! Thöricht, wie so viele Frauen in ihrer Lage, glaubte Mary Robinson die verlorene Position wieder zu gewinnen, indem sie unaufhörliche Versuche machte, sich dem Prinzen zu nähern. Aber sie ward ihm dadurch nur lästig, nicht lieber. Wenn es ein Mittel gäbe, verlöschende Leidenschaft (wir sprechen nicht von Liebe — die ist hier außer Frage!) wieder zu erwerben, so wäre es eher Zurückhaltung als das Gegentheil. Aber Mary Robinson war nicht mehr Herrin ihrer Gedanken, nicht einmal mehr ihrer Handlungen. Der blinde Zorn über so viel unverdiente Kränkung riß sie

hin. Denn auch in der Umgebung des Prinzen fühlte sie, wie der Barometer von Tag zu Tag sank. Das war's, was sie fast noch mehr schmerzte, als die verlorene Neigung des Prinzen: dies Benehmen seiner Creaturen. Von allen denen, die einst so behilflich gewesen waren, jedes gnädige Wort, jeden bedeutsamen Gruß mit unterthäniger Verschwiegenheit hin- und herzutragen, war ihr nur Einer treu geblieben, der Oberst Tarleton, und dieser Eine war es, von welchem sie es am Wenigsten erwartet hatte. Oberst Tarleton, von den Dragonern ausgezeichnet durch seine Tapferkeit im amerikanischen Kriege, in welchem ihm die rechte Hand abgeschossen worden, und einer von den schönsten Männern im Hofstaate des Prinzen von Wales, hatte ihr ein treues Herz und eine männliche Neigung entgegengetragen, lange bevor jener sie gesehen (als sie noch Schauspielerin in Durylane gewesen). Sie hatte mit seinen Wünschen und Hoffnungen gespielt, bis er sie eines Tages wiederfand als — die Maitresse seines Herrn! Und doch aus der großen Anzahl derer, die ehedem um ein huldvolles Lächeln von ihr sich bewarben, war er nun der Einzige, der ihr die frühere Gesinnung nicht versagte und aus Mitleid mit ihrer verlassenen Lage sie in Kenntniß setzte von Allem, was in der Nähe des Prinzen vorging, von seinen Ausflügen, wann und wohin sie gemacht wurden, von seinen Freunden und Vergnügungen. Es hatte ihr einigermaßen zum Troste gereicht, daß der Oberst, der ein Vertrauter des Prinzen war, ihr nach bestem Wissen versichern konnte, daß sie keine Nebenbuhlerin habe. Aber in einer Nacht und in Vauxhall, wohin sie, von Tarleton benachrichtigt, verkleidet dem Prinzen folgte, welcher incognito und nur begleitet

von dem Oberhofmarschall, Lord Cholmondeley, den Garten besucht hatte, da ward auch dieser letzte Trost ihr genommen. Sie war Zeuge einer Scene zwischen ihm und einer jungen Dame gewesen — jung, noch ein halbes Kind, aber von bezaubernder Schönheit — sie hatte Dinge belauscht, welche sie außer sich brachten, und wäre nicht Lord Cholmondeley dazwischengetreten mit einer fürchterlichen Drohung, sie würde sich noch weiter haben hinreißen lassen, als den Prinzen mit der Mahnung zu erschrecken, daß ihr Schatten ihn verfolgen werde! Sie wußte nicht, wer die Dame sei, wie sie heiße, woher sie gekommen — Tarleton wußte es auch nicht. Aber sie war entschlossen, es zu erfahren!

So war der Tag des Balles herangekommen, unter Zagen und Bangen für Mary Robinson. Gestern bei einer Begegnung in Hydepark hatte der Prinz sie nicht gegrüßt. Vielleicht hatte er sie wirklich nicht gesehen. Ach! die Hoffnung bleibt ja treu bis zum Letzten, und an der Stelle, von der man sie mit zitternder Hand ausgerissen, wächst eine neue. Ob der Prinz in seinem kränkenden Betragen gegen sie wol so weit gehen würde, sie von dem Hofball in Carlton-House auszuschließen — sie, mit der er bisher auf Maskeraden, Bällen, in der Oper, auf den königlichen Jagden im Forste von Windsor, sogar bei der Parade, in Gegenwart des Königs öffentlich erschienen war, sie, die er noch vor wenigen Wochen in der Hofloge zu seiner Rechten hatte sitzen lassen? Nein — das konnte er nicht thun, so tief vor aller Welt konnte er sie nicht demüthigen.

Und doch that er es. Es kam ein Brief an für Mary Robinson mit dem prinzlichen Siegel — aber er

enthielt nicht die leidenschaftlich erwartete Einladung zum Balle, sondern nur die Worte: „We must meet no more!“ (Wir dürfen uns nicht mehr begegnen.) . . . Nichts als diese Worte, und ein großes „George P.“ als Unterschrift.

Glühend vor Zorn, Scham und Rache zerknitterte die tief Verletzte den Bogen zwischen ihren Händen.

„Und ich werde doch kommen!“ rief sie mit funkelnden Augen, indem sie ihn zerriß und die Fetzen mit den Füßen trat.

Fünftes Capitel.

Der Ehrenwerthe Sir John und Lady Elliott gehen zu Hofe.

Die Veränderungen in Carlton-House waren fertig. Die Staats-Apartements standen festlich decorirt. Der Tag des großen Balles, welchen Se. königliche Hoheit gab, war gekommen.

Eine solche Reihe von Wagen, eine solche Auffahrt hatte man lange nicht gesehen in London, selbst am königlichen Hofe nicht. Der Park und die angrenzenden Straßen waren völlig bedeckt mit den besten Carossen der Nobilität und Gentry der drei Vereinigten Königreiche — die Erdbeerblätter, die Kronen und Krönlein des ganzen britischen Adels leuchteten in schweren Silberbeschlägen und kostbaren Goldstickereien an den Schlägen der Kutschen und Galadraperien der Pferde. Leibgardisten zu Pferde, mit entblößtem Schwert, in Roth mit Gold und blauen Aufschlägen, hielten Wache vor dem Portal, unter den korinthischen Säulen, und „Big Ben", der kolossale Thürhüter des Prinzen, trat an diesem denkwürdigen Abend seinen Dienst an, in welchem er noch so manche Generation hindurch das Wunder der Stadt bleiben sollte.

Und nun der Lichterglanz, welcher aus allen Fenstern und Thoren strahlend in die beginnende Nacht hinausschimmerte! Ein wohliger Geruch und das warme Behagen des Lebens und der Freude strömte den eintretenden Gästen von Carlton-House entgegen. Schwere Teppiche in kostbaren türkischen Farben dämpften jeden Schall der darüber hineilenden Schritte, und zwischen den Marmorsäulen hingen vergoldete Candelaber, welche ein mildes weißes Licht über den Eingang und die prächtigen Treppen ausgossen. Was ein gebildeter Formen- und Farbensinn, ein verfeinerter Geschmack ersinnen konnte, war hier schon an der Schwelle geschehen; und wer sie überschritt, der hatte das Gefühl, in einen Tempel gekommen zu sein, wo der Luxus nur im Dienste der Schönheit und Beides zusammen in demjenigen eines raffinirten Genusses stehe.

Welch' eine verwirrende Pracht von Licht und Gold, von Duft und Musik, von blitzenden Augen und blitzenden Diamanten, als nun die Thüren der Staatsgemächer sich aufthaten. „Der Eingang zu denselben füllte den Geist mit einer unaussprechlichen Idee von Größe und Glanz," sagte das Court-Journal in der Beschreibung jenes Abends, welcher die lange Festreihe des feinsten Herrn in Europa einweihen sollte.

Wol mochte die schöne Grace, als sie so viele Herrlichkeit sah, für einen Augenblick die kleine Hand an die Augen drücken, die der Wirklichkeit dieses berauschenden Bildes nicht glaubten. Dann überkam sie ein Gefühl, ein wenig traurig, ein wenig neidisch, ein wenig unzufrieden mit sich — ein wunderlich gemischtes Gefühl durchaus, als sie am Arme ihres stattlich gepuderten Eheherrn durch das Vorzimmer in die licht- und farben-

strahlenden Hauptgemächer trat. Wie gering doch, da zum erstenmal in ihrem Leben, kam sie sich diesem königlichen Glanze gegenüber vor! Ja, ihr Herren, ihr mögt die philosophische Würde catonischer Naturen, die nüchterne Strenge enthaltsamer Bürgertugend preisen — wir geben euch Recht; denn es wäre unpopulär, euch zu widersprechen. Aber kommt doch hieher — taucht eure Augen in diese volle Gluth von Licht und Farben, badet eure Seelen in diesem Reichthum von Wohllaut und Wohlgeruch, in dieser grenzenlosen Fülle von Schönheit, in diesem Hochmuth, dem erbärmlichen, kümmerlichen, unvollkommenen Leben gegenüber vollkommen sein zu wollen: und dann gesteht mir zu, ob der Glanz des Königthums nicht mindestens etwas Berauschendes habe. Philosophen und Politiker mögen sich abwenden. Aber der Dichter fliegt mitten hinein und vergißt für eine Weile, daß eine schauerliche Nacht wol einst auch diesen Erdenwahn begraben wird!

Wie unscheinbar neben einer solchen Verschwendung kostbarer Toiletten kam die kleine Lady sich vor! Mit Unrecht freilich; denn ihr Hofcostüm stand ihr unendlich reizend. Für Galagelegenheiten bei Hofe war das Costüm der französischen Regentschaft geblieben; und nichts Vortheilhafteres hätte man für den feinen Kopf Lady Elliott's und die ebenmäßige Grazie ihres Körpers ersinnen können. Das weiße Toupet gab dem dunklen Auge, dem etwas wehmüthigen Zuge ihres Gesichtes ein wundervolles Relief. Ihr weitgebauschtes Gewand von kornblauem Atlas, mit Weiß und Gold ausgeschlagen, ihre weißen Seidenschuhe, über dem zierlichen Spann mit einem Diamanten zusammengehalten, welcher zuweilen, wenn die

Robe sich beim Gehen hob, aus der Dunkelheit wie ein süßes Geheimniß blitzte: alles dies mußte doch ihrer Figur einen eigenen Zauber leihen. Denn die Cavaliere sahen einander an, indem Lady Grace, von Sir John Elliott geführt, an ihnen vorüberrauschte, und sie fragten laut genug, wer diese neue Schönheit sein möge. Aber sie hörte nichts davon. Sie war zu sehr beschäftigt. Ihre Augen, indem sie dahinschritt, suchten und suchten. Nun, wen wol? Den Baron v. Renfrew, den Prinzen von Wales? Ach, ihr kleines, thörichtes Herz hatte einen unglücklichen Kampf zwischen Beiden geführt, für wen es sich entscheiden würde, wenn solch' eine Entscheidung gefordert werden sollte. Eitles, leichtsinniges Herz! Dachte es nicht an Pflicht und Tugend, oder wenigstens an Liebe? Nein! es dachte nur an den Genuß des Lebens, an die kurze Herrlichkeit einer glänzenden Laufbahn, und wir fürchten, daß dieser erste Eindruck des Königthums in seiner rauschenden Entfaltung entscheidend auf sie wirkte. Armer Baron v. Renfrew! In diesem Augenblicke würde sie dich dem Prinzen geopfert haben! Aber sie sah Keinen von Beiden, weder den Prinzen, noch den Baron.

Es scheint beinahe, als ob das Schicksal sich zuweilen solch' eines schönen, schwachen Geschöpfes bemächtigte, um seine großen Lehren in der kleinen Seele desselben zu vollziehen. Würden wir ein Wesen zum Gegenstand unserer eingehenden und sorgfältigen Betrachtung wählen, welches nichts weiter wäre, als schön, leichtsinnig und hinfällig? Würden wir aus der schönen Grace Dalrymple Elliott eine Heldin zu machen versuchen, wenn wir nichts Besseres von ihr zu erzählen wüßten, als daß sie aus der Umarmung eines Mannes in diejenige eines

andern geirrt wäre? In der That nicht, unser Thema ist ernster. Wir würden ihr nicht durch eine lange, verführerische Reihe von Sünden und Irrthümern folgen, wenn wir nicht wüßten, daß sie einmal an einer Stelle anlangen würde, wo jenes Schicksal, von welchem wir gesprochen, ihr sein erschütterndes Halt! zuruft, und mit eisernen Armen die ganze Täuschung ihres Lebens zerbrechend, sie auf einem Trümmerhaufen einsam zurückläßt, ihr Zeit gebend zur Buße und uns zum Nachdenken!

Umsonst ihr Suchen. Keiner von Beiden, die ihr Herz rastlos beschäftigten, war zu erblicken. Sir John und Lady Elliott waren nun in dem letzten der Staatsgemächer angelangt, von welchem aus man einen superben Ueberblick aller anderen hatte, die sich der Reihe nach anschlossen. Dieses Prunkgemach war mit gewirkten Tapeten von orangefarbener Seide behängt. Das Deckgetäfel war mit emblematischer Malerei geschmückt, in welcher die Grazien und Musen, nebst Jupiter, Merkur, Apollo und Paris erschienen. An zwei verschiedenen Stellen dieses Gemaches standen große Muschelgold-Leuchter. Es ist unmöglich, der außerordentlichen Künstlerschaft in Erfindung und Ausführung der Zierrathen gerecht zu werden. Jeder dieser Leuchter bestand aus einer Palme, welche sich nach fünf Richtungen hin abzweigte, um die Wachskerzen zu tragen. Am Fuße des Baumes, halb gebeugt, war die schöne Figur einer ländlichen Nymphe angebracht, welche den Stamm desselben mit Blumenguirlanden kränzte. Im Mittelpunkte des Gemaches stand ein dritter Chandelier von gleichem Reichthum und Geschmack. Ueber dem Marmorcamin befand sich ein Spiegel; in diesen zu sehen war, als ob man in ein Zauberglas blicke. All'

der Schimmer von Hunderten von Kerzen, welche in den Krystallkronen der Säle brannten, diese selbst mit ihrer ausgesuchten Pracht von Tapeten und Malereien, die Toiletten, die sich in denselben bewegten, die Gesichter, die Federn, die Diamanten, das Gold und die Seide spiegelten sich auf eine wundervolle Weise in diesem Glase. Dazu tönte gedämpft aus dem Ballsaale die majestätische Weise eines Händel'schen Satzes, welche das Rauschen der Schleppen und das Knistern der Roben begleitete. Denn noch wogte die Gesellschaft bunt durcheinander, auf den Eintritt des Prinzen harrend, dessen Erscheinen das Zeichen zum Beginn des Festes geben sollte. Mit einer großen Spannung sah man diesem Moment entgegen; denn überrascht, wie die Meisten von den exquisiten Arrangements waren, konnten sie sich wol etwas Außerordentliches von dem persönlichen Auftreten desjenigen versprechen, welcher der Anordner derselben war. Vom Hofe von St. James war Niemand anwesend. Der König, dessen umdüsterter Sinn schon damals die Vorzeichen jener Krankheit empfand, welche den Rest seines Lebens beschattete, liebte die Feste nicht; Königin Charlotte, eines der treuesten Weiber, welches je die Leiden eines Gemahls, eines Königs durch liebende Sorgfalt zu lindern strebte, verließ ihn niemals; die Prinzessinnen waren damals noch zu jugendlich für den Besuch von Bällen, und die beiden älteren Prinzen, der von York und der von Clarence, befanden sich nicht in London.

Endlich öffnete sich die Thür, auf welche die Blicke der Gesellschaft schon so lange mit Ungeduld geheftet gewesen, und Se. königliche Hoheit der Prinz von Wales erschien, gefolgt von seinem Adjutanten, Oberst Tarleton,

seinem Oberhofmeister, Herzog von Montague, und dem ihm sehr intim befreundeten Oberhofmarschall des Königs, Lord Cholmondeley. Damals, als der Prinz von Wales noch in seiner ersten Jugend war, gab es keinen schöneren Jüngling im ganzen Königreich, keinen liebenswürdigeren Fürsten in ganz Europa. Er war von schlanker Gestalt, groß und wohlgewachsen, mit einem Gesicht voll Offenheit und Anmuth. Leutselig von Natur und herablassend, war seine Erziehung eine ungemein sorgsame gewesen, und er war damals wahrscheinlich der einzige Fürst in Europa, Erbe einer machtvollen Monarchie, welcher sowol die griechischen als römischen Classiker, Dichter und Geschichtschreiber in ihrer eigenen Sprache las. Nicht minder bewandert war er in den Künsten: er spielte die Geige, sang zum Entzücken, war der beste Reiter, der beste Tänzer und hatte die feinsten Manieren. Mit diesen Vorzügen der Bildung und Persönlichkeit verband sich ein unübertrefflicher Sinn für das Aeußere der Erscheinung, für die Formen der Schönheit, für die Eleganz und den Luxus; und so wie die Anfänge einer geschmackvolleren Architektur in London auf ihn zurückzuführen sind, so war er auch der Meister der Toilette, welche er in seinen Tagen zu einer Art von Kunst entwickelte — in der freilich, wie wir schon hier mit Bekümmerniß sagen müssen, später sein ganzes Wesen unterging. Aber damals, wo er noch den vollen Zauber der Frische und Jugend an sich trug, liebenswürdig durch angeborene Grazie und getragen durch das aufrichtige Wohlwollen Aller, hatte schon sein bloßes Erscheinen etwas Herzgewinnendes, und ein halblauter allgemeiner Ausruf der Freude, der Bewunderung ging durch die Säle, als

endlich die Thür sich öffnete, durch welche Se. königliche Hoheit eintrat.

Die Toilette, welche Se. königliche Hoheit an diesem denkwürdigen Abend trug, war folgendermaßen. Sein Rock war von blaßrother Seide mit weißen Aufschlägen, seine Weste von weißer Seide mit verschwenderischen Zierrathen in verschiedenen Farben reich gestickt. Und sein Hut war geschmückt mit zwei Reihen von Stahlperlen, zusammen fünftausend, mit einem Knopf und Ring aus demselben Metall, und „aufgeschlagen in einem neuen militärischen Style". (Court-Journal.)

Diesen Hut behielt Se. königliche Hoheit auf dem Kopfe, als er in den Saal getreten war, mit den Fingern nur leicht grüßend, durch Berührung desselben, indem er durch die Reihen der ehrfurchtsvoll, nach Hofceremoniell ihn empfangenden Damen und Herren schritt, welche auf beiden Seiten Spalier gebildet hatten, durch alle Säle bis in den mittleren, woselbst der Staatssessel auf einer Erhöhung stand. Derselbe war von einem goldenen Gestell, mit Scharlachdamast bedeckt; an jedem seiner Füße war ein Löwenkopf angebracht, welcher Kraft und Stärke ausdrücken sollte, und um die Beine wanden sich Schlangen von Gold, um Weisheit zu bezeichnen. Ueber dem Thron erschien der Helm der Minerva, und über den Fenstern des Thronzimmers war der Ruhm in der Gestalt des heiligen Georg, des Schutzpatrons von England, mit einem süperben Glorienschein dargestellt.

Als der Prinz von Wales den Thron erreicht hatte, bestieg er die Stufen desselben, um sich der Versammlung zu zeigen, und indem er nun zuerst sein Haupt entblößte, erwiderte er den ehrfurchtsvollen Empfang derselben durch

eine huldvolle Verneigung. Hierauf, den Hut unter den linken Arm nehmend, mischte er sich unter die Gesellschaft.

Da war nun eine Dame in der Gesellschaft, welcher das Herz heftiger pochte, von Secunde zu Secunde, seitdem der Prinz eingetreten. Sie hatte ihn erkannt auf den ersten Blick, sobald sich nur die Thür geöffnet hatte. Wird er auch sie wieder erkennen? Eine brennende Gluth färbte ihre feinen Wangen und ihr zarter Körper begann zu zittern.

„Was ist Ihnen, Mylady?“ fragte Sir John, welchem die Aufregung seiner Gemahlin nicht entging, obwol er, sei es, weil seine Augen wirklich sehr unzuverlässig waren, oder weil er beim Empfang einen ungünstigen Platz zur Seite seiner Gemahlin hinter dem Rücken von einem Lord gehabt, den Prinzen nur undeutlich gesehen und seine Gesichtszüge gar nicht unterschieden hatte.

Aber Lady Grace fand nicht Zeit, die Frage ihres Eheherrn zu beantworten. Denn ehe sie sich nur einigermaßen hätte sammeln können, bemächtigte sich ihrer eine neue Aufregung; und mit dem erstickten Ruf: „Da kommt er!“ schmiegte sie sich ängstlich an ihren Gemahl.

Und in der That, er kam. Nach beiden Seiten hin traten, unter tiefen Verbeugungen, wie es die Etiquette angiebt, die Damen auseinander, um Platz zu machen für Se. königliche Hoheit, welcher, in vorschriftmäßiger Entfernung von Lord Cholmondeley gefolgt, sich der kleinen Lady Grace näherte. Jetzt erkannte auch Sir John seinen lustigen Gesellen aus Vauxhall wieder! —

Lady Elliott stand zitternd vor der Nähe der königlichen Gegenwart, ihre Wangen ganz getaucht in den

Carmin der süßesten Scham und Befangenheit. Aber Prinz George lächelte in der holdseligsten Weise.

„Mylady," sagte er mit bezaubernder Stimme, „Baron Renfrew ist gekommen, um sein Wort einzulösen, und Sie an das Ihrige zu erinnern. Er stellt Ihnen den Prinzen von Wales vor."

Alsdann trat Lord Cholmondeley heran, die ceremoniöse Miene des Oberhofmarschalls ein klein wenig, kaum bemerkbar, nüancirt durch einen schalkhaften Anflug von Ironie.

„Sir John Elliott," sagte er, indem er sich vor diesem Biedermanne, dem bei der Erinnerung an die Nacht in Vauxhall ganz bänglich in der Seele ward, leicht verneigte, „Se. königliche Hoheit der Prinz von Großbritannien, Kronprinz von Braunschweig-Lüneburg, Herzog von Cornwall und Rothsay, Earl von Carrik, Baron v. Renfrew (bei diesem Worte hätte der Oberhofmarschall beinahe ganz unceremoniell gelächelt), Herr der Inseln und Groß-Steward von Schottland, Earl von Chester und Prinz von Wales!"

Bei jeder neuen Titulatur der erlauchten Person hatte Sir John sich mit jenem Anstande verneigt, welchen er einst in den Salons der Marquise von Pompadour sich angeeignet. Die Satisfaction dieses Momentes, wo er dem Ideal der Modewelt, dem angebeteten Prinzen gegenüberstand, besiegte die anfängliche Scheu, und sein wohlgenährtes Gesicht strahlte zuletzt von einem für seine Verhältnisse fast überirdischen Glanze.

„Ich hoffe, wir kennen uns, Sir John," sagte der Prinz mit freundlicher Herablassung, welche einen solchen

Abstand der Hoheit zu jener ausgelassenen Lustigkeit von Vauxhall bildete.

„Ja, ja, Eure königliche Hoheit," erwiderte Sir John, „wenn ich ein solches Incognito hätte vermuthen können . . ."

„Nun, ein Edelmann und guter Unterthan Sr. Majestät hätte besser unterrichtet sein in der Peerage des Königreichs und wissen sollen, daß der Titel eines Barons v. Renfrew den Prinzen von Wales schon seit Alters zusteht!"

Sir John, welcher sich für Beides hielt, für einen Edelmann und guten Unterthan Sr. Majestät, war sehr verlegen, was er auf einen so gegründeten Vorwurf erwidern sollte. Zum Glück für ihn schmetterte in diesem Augenblicke die Trompete, um anzuzeigen, daß der Ball beginnen solle.

Mit vollendeter Anmuth reichte Se. königliche Hoheit der Gemahlin Sir John's den Arm. „Mylord," sagte er, indem er sich an Cholmondeley wandte, „ich übergebe Ihnen unseren Freund Sir John. Sorgen Sie für sein Amüsement!"

Wer war froher, als Sir John, welchen sein alter, guter Freund Cholmondeley aus der Hitze und dem Gewühl der Säle in ein kühleres Seitengemach führte, wo sie einen Tisch mit den ausgesuchtesten Speisen und Weinen bedeckt fanden. An diesem Tisch ließen sich Sir John und Lord Cholmondeley nieder, und Letzterer sorgte so trefflich für das Amüsement seines wackeren Kameraden, daß dieser nicht wieder gesehen wurde bis lange nach Mitternacht, und auch da nur in einem höchlich betrunkenen Zustande.

Der Prinz von Wales schritt mit seiner holden Dame in den Ballsaal, durch welchen schon die vollen Anfangsaccorde der Polonaise brausten. Alle Welt wunderte sich, wer diese Dame sein möge, welche so plötzlich ans der Verborgenheit zu der Sonnenhöhe der prinzlichen Gunst emporgestiegen; welcher er sich gleich nach seinem Eintreten vorgestellt und nun die vielbeneidete Ehre des ersten Tanzes zu Theil werden ließ. Aber zu Fragen und Antworten war nicht länger Zeit. Das Zeichen war gegeben, die Paare traten an, die Musik rauschte im Polonaisentact, und im stattlichen Aufzug eröffnete Se. königliche Hoheit der Prinz von Wales den berühmten Ball von Carlton-House mit Lady Grace Dalrymple Elliott.

Sechstes Capitel.

In welchem ein Ring und ein Page zu spielen beginnen.

Der Tanz war zu Ende und Mitternacht vorüber. Die Paare zerstreuten sich hier und dort in den prachtvollen Sälen, um die goldenen Leuchter, den Thronsessel, die Malereien, die Spiegel, die Parquets zu bewundern. Lakaien in reichen Livreen, mit rothem Plüche und stattlichen Puderperrücken, und zierliche Pagen erschienen, um auf goldenen Tellern Erfrischungen umherzureichen.

Der Prinz hatte seine schöne Beute in eine Nische des Thronsaales geführt, wo er allein mit ihr war. Die Gäste des Prinzen respectirten seine offen zur Schau getragene Neigung für die junge Schöne, welche an diesem Abend das Gespräch in den Hofcirkeln geworden war und für eine lange Zeit bleiben sollte. Nur ein Page stand in ehrerbietiger Entfernung, um jedes Winkes des königlichen Gebieters gewärtig zu sein. Ein bildhübscher Page war es, viel jünger als alle andern, und von einer ungewöhnlichen Zierlichkeit der Körperformen. Die Waden dieses jungen Menschen hatten in den feinen seidenen und enganschließenden Strümpfen eine solche Vollendung der

Linien, eine solche Weichheit der Rundung, daß es jedem Kenner schöner Formen hätte auffallen müssen. Das zierliche Gesichtchen, dessen durchsichtig klarer Teint noch mehr gehoben ward durch das feine pechschwarze Schnurrbärtchen und die carminrothen Lippen, machte einen wahren Effect gegen die Locken und den Puder, und der Ausdruck der lebhaften grauen Augen war fast zu prononcirt für einen so jungen Menschen. Diese Augen schweiften zuweilen von dem goldenen Brett mit Eis und Früchten zu dem interessanten Paar hinüber, welches in der rosigen Dämmerung der Nische stand; und wenn der Prinz in dieser Stunde für etwas Anderes Aufmerksamkeit gehabt, als für seine bezaubernde Tänzerin, so würde er vielleicht gemerkt haben, wie dieses Auge, sobald es sich auf ihn heftete, einen Ausdruck der Bitterkeit annahm, und wie unter der weißen Schminke die Stirne zu glühen begann. Aber der Prinz sah das nicht. Der Prinz sah nur seine kleine Grace, und die kleine Grace sah zu Boden.

„Ich weiß, Sir," stammelte sie in Scham und Verlegenheit, „was ich Ihnen versprochen habe. Aber es geschah in einem Momente der Erregung, der Unbedachtsamkeit, und ich kann mir nicht einbilden, weder daß Eure königliche Hoheit den geringsten Werth auf die Erfüllung einer so thörichten Zusage legen, noch mich zu einer solchen wird veranlassen mögen, wenn Sie an die Folgen denken wollen."

„Ah, bah — was sagt meine Grace," erwiderte der Prinz rasch. „Kann meine Grace noch daran zweifeln, daß es auf dieser Welt nichts Begehrenswerthes mehr für mich gibt, außer ihr, die ich bewundere, die ich anbete, die ich rasend liebe? Kann sie fragen, ob mir ein

Zeichen, daß diese Neigung erwidert werde, gleichgiltig sei? Wenn ihr eigenes Herz ihr nicht das Gegentheil sagt, dann wehe mir!"

Lady Grace schwieg einen Augenblick. Dann, ihr dunkelflammendes Gesicht und ihr feuchtes Auge erhebend, sagte sie: „Und bedenken Sie nicht, Sir, daß ich die Gemahlin eines Andern bin, und daß ich das Glück, von Eurer königlichen Hoheit also ausgezeichnet zu werden, nur mit dem Verluste des Einzigen, was eine Frau ihr eigen nennt, erkaufen könnte?"

„Und was ist dieses Einzige, wenn man es wissen darf?" fragte Se. königliche Hoheit.

„Es ist die Ehre, Sir!" erwiderte Lady Grace mit einer Festigkeit, welche dafür sprach, daß in diesem Augenblicke vielleicht zum erstenmal die Alternative vor ihre bis dahin arglose Seele getreten war. Aus dem unbedachten Kinde, welches sie bis zur Stunde gewesen, rüttelte diese Erkenntniß sie auf, und machte sie mit einemmal zum Weibe. Sie sah jetzt klar zwei Wege vor sich, zwischen denen sie zu wählen hatte. Sie fühlte, daß sie verantwortlich sei für die Wahl. Es war nicht länger möglich, mit verbundenen Augen zu irren. Die Binde war ihr von den Augen fortgerissen, und es gab keinen Irrthum mehr für sie, sondern nur Sünde.

Aber Se. königliche Hoheit sah ihr mit spöttischem Lachen in das erhobene, von den Flammen der erwachenden Seele gefärbte Gesicht. „Ehre?" rief er sarkastisch, — „nichts als das? — Wollen Sie mir nicht erklären, Mylady, was solch' ein Ding wie Ehre ist?"

„Dem Worte treu zu bleiben, das man, wie unbedachtsam immer, gegeben hat. Das Vertrauen eines

Mannes nicht zu täuschen, welchem man vor Gott und Menschen die Hand gegeben, wenn auch das Herz dem Bunde vielleicht fremd ist. Das thörichte Verlangen niederzukämpfen, das für seine Erfüllung zu spät erwacht ist — die Seele freizuhalten von einem Vorwurf und das Gewissen von einer Schuld: das ist es, königliche Hoheit, was ich Ehre nenne!"

Se. königliche Hoheit wurde verdrießlich. „Sie sprechen wie der Erzbischof von Canterbury. Sagen Sie mir doch, Mylady, wo haben Sie das gelernt? Ich vermuthe, nicht im Kloster von Montfleuri — sonst, by Gad! würde ich es den englischen Damen vom Adel verbieten, die Klöster in Frankreich zu besuchen. Auch kann ich mir nicht denken, daß mein Vetter von Orleans Ihnen dergleichen Albernheiten in den Kopf gesetzt. Seien Sie gut," setzte er alsdann etwas freundlicher hinzu, „seien Sie vernünftig, Grace. Was bindet Sie an diesen betrunkenen Tropf, an diesen gichtbrüchigen Gecken von einem Mann?"

„Sir!" sagte Lady Grace Dalrymple Elliott, indem sie mit einer Bewegung der Hoheit und Würde, die der Prinz früher nicht an ihr wahrgenommen hatte, ihm fest in's Gesicht sah.

„Nun, Mylady," fuhr der Prinz fort, indem er sich rasch faßte, „Sie wollen doch nicht leugnen, daß Ihr Leben an der Seite eines solchen Mannes ein völlig freudenleeres sein wird — ein Leben ohne jegliche Befriedigung, ohne jeglichen Aufschwung, ohne jeglichen Antrieb und Reiz, es weiterzuleben. Und Sie sind noch so jung, Grace — bedenken Sie das!"

Grace erwiderte nichts. Sie sah nun wieder zu Boden, und ein leiser Seufzer, unbewußt, entrang sich ihrem Busen.

Der Prinz begann auf's Neue: „Ein solches Dasein kann Ihnen nicht genügen, Grace! Sie lieben den Glanz, die Freude, den Rausch des Lebens — Sie können nichts anders — Sie müssen es lieben! Was sollte aus der Welt werden, wenn Jugend und Schönheit entsagen wollten? Ist Jugend und Schönheit nicht geschaffen worden, um zu genießen, um genossen zu werden? Nun wählen Sie, Grace — dort ist die Nüchternheit, die Oede, die Einsamkeit, der Ueberdruß, und hier ist Alles, was schön und was herrlich, hier ist das Lachen und die Liebe, hier ist das Fest der Jugend und der Thron im Hintergrund — ah, bah! Ehre! — Ruhm ist besser als Ehre. Wählen Sie doch, Grace — wählen Sie doch! . . ."

„Ich habe gewählt," war die unter heftigem Wogen des Busens hervorgebrachte Antwort. „Ich bin gebunden."

„Gebunden? — ha! wer wagt es, von Banden zu reden, wenn es dem Prinzen von Wales gefällt, sie zu zerreißen? Grace — ich liebe Dich, und by Gad! du sollst frei sein!"

„Zu spät!" erwiderte das gequälte Weib mit schwacher Stimme.

„Zerrissen, sag' ich — sie sind zerrissen —" rief der Leidenschaftliche, welcher ganz vergaß, wo er sich befinde. „Wozu wär' ich ein königlicher Prinz von England, wenn mir ein Glück versagt sein sollte, welches der blinde Zu-

fall dem Geringsten meiner Unterthanen in den Arm geworfen? Ich sage Dir, der Zufall ist blind, und ich will ihm zeigen, daß er auch machtlos ist. Du sollst mein sein, Grace — mein — und wenn Du selbst nicht wolltest. O, sollten die Herren dieser Welt nur Gewalt haben über das Leben und den Tod ihrer Völker — und nicht einmal das widerspenstige Herz eines Weibes besiegen können?"

„Schonen Sie mein — o, schonen Sie mein!" war Alles, was Grace mit hinsterbender Stimme schluchzen konnte. Thränen strömten aus ihren Augen und ließen bittere Spuren des Kampfes, den sie gekämpft, auf ihren Wangen.

„Nicht eher, als bis Du Dich mir ergeben hast," rief in dem ganzen Sturm seiner Leidenschaft der Prinz, welchem die Adern auf der Stirne geschwollen waren. „Und reichst Du mir's nicht freiwillig, so nehm' ich mir mit Gewalt dies Pfand Deiner Liebe, welches mein ist und bleiben soll, so wahr ich der Erbe dreier Königreiche bin."

Mit diesen Worten, seiner selbst nicht mehr mächtig, ergriff er die Hand der Unglücklichen mit starkem Griffe. Aber indem er den Ring, dessen er begehrte, von derselben fortriß, fühlte er, wie die Dame zitterte und schwankte — sie ward bald todtenblaß, der Athem blieb ihr aus — das Auge drohte sich zu schließen — sie schien das Bewußtsein zu verlieren.

„Wasser! Wasser!" rief der Prinz, der jetzt erst, als es fast zu spät war, den Unfall der Gesellschaft zu verheimlichen, wieder zur Besinnung des Ortes kam, an welchem er sich ereignet.

Der Page, welcher mit Eis und Früchten in der Nähe der Nische gestanden hatte, stürzte herbei. Der Prinz hatte nicht Zeit, ihm in's Gesicht zu blicken — zu gewahren, wie es von einem kaum zu verkennenden Ausdruck der bittersten Empörung, von Haß, von Liebe, von Zorn, von Eifersucht, von jeder Form menschlicher Leidenschaft zuckte, als der Page den Ring der Dame mit dem funkelnden Rubin an dem kleinen Finger von des Prinzen linker Hand blitzen sah. . . . Der Prinz nahm ein Stück Eis und brachte es an die Schläfe der Bewußtlosen, welche indessen rascher, als man geglaubt, aus der Ohnmacht erwachend, zu sich selber kam — aber todtenblaß und müde und ganz erschöpft.

„Führen Sie mich zu meinem Manne," sagte sie mit kaum hörbarer Stimme, schwach, aber doch entschieden. „Ich will fort!"

Man suchte nach Sir John Elliott und brachte ihn endlich, vollständig betrunken, aus dem Salon zum Vorschein, in welchem er mit Lord Cholmondeley gezecht hatte. Er konnte nicht mehr auf seinen Beinen stehen, als man ihn in das Staatsgemach führte, in welchem der Prinz von Wales sich neben der erschöpften Dame auf einen Divan niedergelassen hatte.

„Das ist ein Gentleman," rief er, indem er, von Lord Cholmondeley geführt, sich den Beiden näherte. „Ein vollendeter Gentleman, der den besten Champagner hat und dafür sorgt, daß man ihn trinken kann, ohne von den Damen gestört zu werden. Hurrah! sag' ich, hurrah für den feinsten Herrn in Europa . . . und ein Schurke, wer nicht mit einstimmt."

Der armen Lady Grace kamen die Thränen wieder in die Augen, als sie ihren Mann in einem solchen Zustand sah. Hierauf gab der Prinz Befehl für eine Hofcarosse, und Sir John an dem Arme Lord Cholmondeley's und Lady Grace an dem des Prinzen entfernten sich langsam.

Rascher durch das in Folge dieses Vorfalls entstandene Gedränge suchte sich der Page hinauszuarbeiten, welcher der nächste Zeuge desselben gewesen war. Beim Hinausgehen berührte der leise Schlag einer Hand seine Schulter. Er sah sich betroffen um. Es war die Hand des Obersten Tarleton, welcher im neuen Haushalt des Prinzen von Wales zum Adjutanten desselben ernannt worden war.

„Nun, Mrs. Robinson," flüsterte er dem Pagen zu, unter dessen Wamms ein eifersüchtiges, racheglühendes Weiberherz pochte — „Ihre Verkleidung ist trefflich. Ich wette, der Prinz hat Sie nicht erkannt."

„Halten Sie mich nicht auf, Oberst," erwiderte der weibliche Page — „jetzt steht Alles auf dem Spiele! Jetzt muß ich wissen, wer das Weib ist, das mir das Herz des Prinzen gestohlen ... ich muß es wissen, und sollte ich auch meilenweit ihren Wagen verfolgen ... Aber noch Eins, Oberst: sie hat ihm den Ring gegeben! Mit diesem Ring in meiner Hand werde ich Wunder verrichten. Könnten Sie mir diesen Ring verschaffen — dann, Oberst, dann ..." Sie sah ihn mit einem aus Zorn und Zärtlichkeit gemischten Blicke ihres großen, grauen Auges an, der Alles sagte und in der That auch Alles vermochte über den in Mrs. Robinson noch immer verliebten Oberst.

„Ich werde sehen!" sagte er, indem Mrs. Robinson in Pagentracht rasch aus dem Vorsaal verschwand. Auf dem Corridor nahm sie ebenso rasch einen Mantel und Hut, und noch ehe Sir John und Lady Elliott vor dem Portal angelangt, stand sie schon dort und sah, in welchen Wagen die Beiden stiegen.

Es wurde ihr nicht schwer, diesem Wagen zu folgen. Denn was würde einem Weibe schwer, das geliebt hat, wie diese, und nunmehr haßte, wie diese? Auch hatte sie dem Wagen nicht weit zu folgen. Gleich hinter Pall Mall bog er um und war — in Cork-Street, in ihrer eigenen Straße, vor dessen erstem Haus, rechts, er anhielt. Die Beiden, die darin gesessen hatten, stiegen aus, die Thüren des Hauses öffneten sich, sie verschwanden darin, der Wagen rollte wieder fort, und Mrs. Robinson, allein in der menschenleeren Straße, stand vor ihrem eigenen Hause, dem Hause der siegreichen Nebenbuhlerin gegenüber!

„Triumph!" rief sie, „jetzt kann mein Werk beginnen!"

Siebentes Capitel.

Ihre Excellenz die Marquise v. Hertford läßt sich melden.

Am anderen Tage war Sir John wieder krank, kränker als je, und verdrießlicher. Denn er merkte nun wol, daß es Ernst sei mit dem „Zahnweh", und daß es ihn diesesmal nicht so bald und leichten Kaufes wieder losgeben werde.

„Die Pest auf den Champagner!" rief er, mit dem Ton eines Mannes, welchem ein schweres Unrecht zugefügt worden, „und ich will mich hängen lassen, wenn ich in meinem Leben wieder mit Sr. Majestät Lord Oberhofmeister um die Wette trinke."

Dann, wie ein Märtyrer, der für eine gute Sache leidet, ließ er sich in Watte bis über die Knie einballiren und streckte sich auf das Schmerzenslager, von welchem er wochenlang nicht wieder aufstehen sollte.

Mit welchen Empfindungen Lady Grace zur Seite desselben saß, ist kaum zu beschreiben. Mit der Verachtung für diesen Mann, der so gänzlich seiner Würde vergessend, sich und sie zugleich in jedem Augenblicke zum Gegenstand des Spottes zu machen drohte, mischten sich die Flammen, welche in ihrer Seele wühlten. Denn es sind doch nur

die ganz gemeinen Naturen, welche sich der Sünde ohne jeglichen Kampf hinzugeben vermögen, wogegen bei den besseren eben dieser Kampf, wenn sie ihm auch unterliegen, die Signatur ihres edleren Metalls ist und in vielen Fällen die Möglichkeit einer Rückkehr zu dem eigenen Selbst garantirt.

Hatte der Prinz nicht Recht gehabt? Jedes Wort, das er gesprochen, brannte wie Feuer in ihrer Seele. Was kettete sie an diesen Trunkenbold, als ein ganz äußerliches Band, welches sich ebenso leicht abstreifen ließ, als es geknüpft worden war? Aber warum hatte sie es auf sich genommen? Ja, das war's! Jetzt erst ward ihr klar, warum sie so gehandelt. Sie hatte es gethan, um frei zu werden von den Beschränkungen des Vaterhauses, von der Monotonie einer wenig glänzenden Stadt, wo es keinen Hof und keine Gesellschaft und keine Bälle und keine Abenteuer gab. In ihrem kindischen Leichtsinn hatte sie das gesucht, was sie nun gefunden; aber nun, da sie am Ziele war, an einem Ziel obendrein, viel blendender, als sie damals in ihren kühnsten Phantasieen sich eingebildet — nun war auch mit einemmal der Nebel jenes Kinderleichtsinns gefallen und an seiner Stelle stand das drohende Bewußtsein der Schuld. O, warum konnte sie nicht mit jenem beneidenswerthen Taumel der Blindheit von damals sich in die Freuden stürzen, die ihrer harrten? Warum konnte sie nicht ohne bittere Selbstanklage dem Flehen desjenigen Gehör schenken, dessen junger Ruhm und männliche Schönheit ihr Traum gewesen, bevor sie ihn gesehen, und den sie liebte, seitdem sie ihn gesehen. Liebte! — zum erstenmal in diesem Momente wagte sie's zu denken. Ja! — sie liebte ihn, liebte ihn mit der

ganzen Gluth und Heftigkeit eines Frauenherzens, welches lieben muß, um zu leben, und welches zum erstenmale liebt! Vergebens, was die schwache Stimme der Vernunft dagegen sprach. Was konnte er damit gemeint haben, als er von dem Thron im Hintergrunde sprach? Wollte er sagen, daß sie einst, an seiner Hand, ihn dahin begleiten sollte? Sie lächelte traurig und schüttelte mit dem Haupte. „Nein, nein," sagte sie zögernd, indem sie sich erhob und an das Fenster trat, welches auf die kleine ruhige Straße ging. Sie blickte hinüber nach dem Haus, in welchem Mrs. Mary Robinson wohnte. Das Haus kam ihr an diesem Morgen so kalt und so finster vor. Die Vorhänge in den Fenstern des ersten Stockes waren halb niedergelassen, halb aufgezogen, als hielte man es nicht der Mühe werth, ob es dunkel in den Zimmern sei oder hell. Welch' eine traurige Lehre, die dieses Haus ihr gab! Hatte der Prinz nicht auch dieses Weib geliebt, und hatte er sie nicht doch verlassen? Wer sagte ihr, daß es ihr nicht ebenso gehen würde? Ach — von ihm verlassen zu werden ...! Ihr schauderte; sie bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und Thränen quollen ihr durch die zusammengepreßten Finger.

Lieber nie das Glück empfunden haben, von ihm geliebt zu sein, als diese Schmach erdulden! klang es in ihrer stolzen Seele. Aber freilich — was ist der Stolz, der Stolz einer Frau im Kampfe mit der Leidenschaft? Noch einmal raffte sie sich zu dem Entschlusse auf, diesen Kampf aufzunehmen und fortzusetzen; armes gehetztes Kind, das nicht wußte, daß er schon entschieden sei! Denn was heißt in solchem Falle „kämpfen"? Heißt es nicht mit ungleichen Waffen, mit stumpfen Schwertern

zu Felde ziehen? Kämpfen heißt nichts, als den Kampf verloren haben, wenn der Sieg im Blut und nicht im Willen des Menschen liegt. Das Blut und die Gelegenheit: darin bestehen die Ungerechtigkeiten des Schicksals.

Mit verweinten Augen kehrte Grace sich vom Fenster ab.

„Warum haben Sie geweint, Mylady?" fragte Sir John, indem er sich ein wenig, so viel es ihm sein Zustand erlaubte, von dem Divan erhob, auf welchem er, einem Wollballen ähnlicher als einem Menschen, lag. „Weinten Sie darüber, daß ich solche Schmerzen zu dulden habe? Ja, ja — ich habe Schmerzen zu dulden, das weiß Gott, jedoch Lord Cholmondeley hat die Schuld. Ich habe es ihm bei jedem Glase gesagt, daß Champagner Gift für mich sei, aber was soll ein Mann thun, wenn ein Toast nach dem andern kommt? Seien Sie ruhig, Mylady, dies soll eine Lehre für mich sein. Ich will mich hängen lassen, wenn ich wieder in das große Haus gehe, wo man ..."

Es ist nicht abzusehen, wie lange Sir John noch fortgefahren hätte, in dieser Weise sein Weib zu trösten und sich selbst zu beruhigen über die intellectuelle Urheberschaft seiner Leiden, wenn nicht das schwere Rollen eines Wagens in der kleinen Straße vernommen worden wäre. Alsbald hielt der Wagen an, die Hausglocke ward gezogen und Mylady's Kammermädchen, Becky, trat ein.

„Ihre Excellenz die Marquise von Hertford!" meldete das Kammermädchen.

Eine dunkle Röthe flog über das eben noch bleiche, verweinte Antlitz Lady Elliott's. Die Marquise von Hertford — eine der ersten Damen in der großen Gesellschaft

von London, die Gemahlin des Lord Oberkammerherrn Sr. Majestät des Königs und die vertraute Freundin Sr. königlichen Hoheit des Prinzen! Der Prinz selber hatte ihr gestern Abends die Marquise mit dieser schmeichelhaften Bezeichnung vorgestellt, welche sie mit einem feinen dankbaren Lächeln hingenommen und mit einer tiefen Verbeugung erwidert hatte.

Sir John war ein zu loyaler Unterthan, als daß er, seiner Schmerzen für einen Augenblick vergessend und trotz seines eben erst gegen das „große Haus" geschleuderten Anathems, sich nicht doch außerordentlich geschmeichelt fühlen sollte bei einer solchen Anmeldung!

„Madame," sagte er daher, sich an Lady Elliott wendend, „Sie werden Ihrer Excellenz die Honneurs machen und mich entschuldigen müssen!"

Das Kammermädchen ging, und Lady Elliott erhob sich. Aber sie zögerte zu gehen. Sie that einen Schritt, und dann blieb sie stehen. Ihre Wimpern waren noch feucht von den Thränen, die sie geweint, ihre Wangen glühten noch, und sie war zu neu in der Welt, um diese Spuren eines Kampfes, zu dessen Vertrauten sie nicht Jedermann machen wollte, auf die gegebene Notiz eines Augenblicks und gleichsam durch einen einzigen Impuls, wie der Puppenspieler seine Figuren, kommen und gehen zu lassen. Sie war noch ungeschickt und hatte bis jetzt jene Kunst der Frauen nicht gelernt, die den Ausdruck ihrer Mienen in der Gewalt haben und aus einem weinenden Gesicht ein lachendes, aus einem betrübten ein fröhliches und aus einem aufgeregten ein gleichgiltiges machen können mit einer Geschwindigkeit, welche uns Männer zuweilen überrascht, zuweilen erschreckt.

Es ist wol wahr, daß die Anlage, das Talent der Verstellung, welches alle Frauen zu Talleyrands machen würde, wenn sie nur die andere Eigenschaft der Diplomaten, die Verschwiegenheit, auch besäßen, denselben wie jedes andere Talent, jede andere Mitgift der Natur angeboren ist; indessen bedarf es der Schule, wiewol das Leben selber, die tägliche Uebung der Gesellschaft, und sei es an sich der einfachsten und harmlosesten, so freundlich ist, die Rolle des Lehrers zu übernehmen. Wir zweifeln daher nicht, daß auch unsere kleine Freundin diejenigen Fortschritte machen wird, welche, nach Allem was wir gesagt haben, sehr natürlich sind und folglich wol auch sehr nothwendig sein müssen; aber seht! — sie steht erst am Anfang ihres Lebens und ihrer Laufbahn, und darum verzeiht ihr die feuchte Wimper, die glühende Wange, das Herzklopfen, die Ungeschicklichkeit, die Zögerung ...

Inzwischen aber hatte man das Aufwerfen der Thür, dann das Rascheln und Knittern einer schweren Robe auf der Treppe und das Oeffnen eines Gemachs im ersten Stock vernommen.

„Madame,“ wiederholte daher Sir John, „Sie dürfen Ihre Excellenz nicht warten lassen! Es ist zwar lobenswerth,“ setzte er hinzu, da er sah, daß Mylady sich nur mühsam von der Stelle schleppte, an der sie stand, „und rühmlich, wenn das Leiden des Gemahls einen solchen Eindruck auf das Herz der Gemahlin macht. Indessen sollte eine Dame von Welt sich zu bemeistern wissen.“

„Gut denn!“ rief Lady Elliott aus, dieses Weib von sechzehn Jahren, indem sie das Taschentuch heftig gegen die Stirn und die Augen preßte — „ich gehe.“

Und sie ging — nein, sie schwankte gegen die Thür des Zimmers, öffnete sie, stand noch einen Augenblick auf der Schwelle und verschwand hierauf hinter derselben, nachdem die Thür sich langsam unter ihren Händen geschlossen hatte.

„Sie besitzt keine Welt," monologisirte Sir John, etwas ungeduldig, nachdem sich seine jugendliche Gemahlin entfernt hatte. „Sie weiß nichts aus sich zu machen. Ihr fehlt die Repräsentation. Ich fürchte, daß ihr noch einige von den Eigenschaften abgehen, welche man von der Frau eines Edelmannes verlangt. Man muß sie öfter als bisher in die gute Gesellschaft führen. Es scheint, als ob die Erziehung der jungen Damen in den Klöstern von Frankreich gegenwärtig ein wenig vernachlässigt werde. Das waren andere Sitten, welche ich damals in den Zirkeln der Marquise von Pompadour ..."

In diesem Augenblick, wo seine Erinnerungen wieder zu ihrem bevorzugtesten Gegenstande zurückkehrten, öffnete sich, sein Selbstgespräch plötzlich unterbrechend, die Thür, welche sich kaum hinter Lady Elliott geschlossen hatte.

Sie konnte es doch nicht sein? Nein, sie war erst eben, wie er gehört hatte, in das Empfangszimmer des ersten Stockes getreten.

Wer aber konnte das sonst sein? Er hatte weder gehört, daß man vor der Hausthür geklopft habe, noch war ihm ein Fremder angemeldet worden.

Und doch war es ein Fremder, welcher jetzt muthwillig lachend und in einer bunten, lustigen Tracht auf der Schwelle des Zimmers erschien.

Achtes Capitel.

Sir John empfängt eine Visite, die sich nicht melden ließ.

Es war ein junges, hübsches Bürschchen, die Gestalt eines Knaben, im Pagenrock, Roth mit Gold, in weißen Strümpfen mit den allerzierlichsten Schuhen und Bändern, und einem dreieckigen Hütchen unter dem Arm.

Er streckte das freundliche Köpfchen mit den krausen Löckchen, welche noch unter dem Puder einen Schimmer von Goldblond hatten, durch die halbgeöffnete Thür und wiederholte den Ton lauten, fröhlichen Gelächters, mit dem er sich eingeführt hatte.

Sir John wendete sich nach der Thür. Er erkannte die Farbe und das Kleid der Pagen aus dem Hofhalt Sr. königlichen Hoheit von Wales. Das war eine ungewohnte Manier, sich einzuführen; indessen man ist nachsichtig gegen Pagen und verzeiht den Muthwillen ihnen, die halb noch Kinder sind und Kinder obendrein aus den vornehmsten Häusern des Reiches.

„Ich wundere mich nur," sagte der ehrenwerthe Baronet, indem er den Pagen zu sich winkte, „wie du hereingekommen bist, ohne zu läuten, ohne zu klopfen, ohne gesehen, ohne gehört und ohne gemeldet zu werden!"

Ein neues Lachen war die ganze Antwort des Eintretenden, welcher die Thür vorsichtig und leise hinter sich schloß.

„Nun, nun," rief Sir John, ein wenig unwillig, „ist dieses die ganze Kunst der Pagen? Seit wann antworten sie mit solch' einem Gelächter, wenn man sie in Sr. Majestät allerbestem Englisch angeredet hat? Sag' mir das!"

Der kleine Fremde, mit einem Gesicht, dem man die Mühe, ernsthaft zu sein, ansah, schlich sich auf den Zehen zu dem leidenden Manne im Sopha, und indem er ihm die feine, von einer Spitzenmanchette umzirkelte Hand hinreichte, flüsterte er ihm in's Ohr: „Schlag' ein, alter Freund — aber leise!"

Sir John, der Biedermann, war im Begriff, mit einem seiner kräftigsten Flüche zu antworten. Aber der Kleine fiel ihm in's Wort, indem er mit einem bedeutungsvollen Blick zuerst nach Oben wies und dann den schmalen Zeigefinger an die Lippe legte.

„Aha, ich begreife," sagte Sir John, nun ebenfalls mit etwas gedämpfterer Stimme, „Du gehörst zur Equipage Ihrer Excellenz —?"

Der Kleine schüttelte mit dem Kopfe.

„Nun zum T—"

„Pst!"

„Du bist also nicht unter der Begleitung der Marquise . . ."

„Ich begleite Niemanden," sagte der Kleine, mit einem Anflug von Stolz und Roth auf den Wangen, „als ihn, dessen Livree ich trage, George den Prächtigen, George den Unvergleichlichen, George Prinzen von

Wales, königliche Hoheit; aber ich bin Euer Freund, Sir John!"

„Das ist gut, mein Sohn," erwiderte der Dulder im Sopha, mit einem Tone der Protection, dem man es zugleich anhörte, wie sehr er das Schmeichelhafte in der Anrede seines kleinen Freundes billige. „Aber sag' mir doch, welchem Umstand alsdann habe ich die Ehre Deines Besuches zu danken?"

„Oh!" sagte der Kleine im Pagenrock, „ich stand in der Antichambre von Carlton House, als Ihre Excellenz von einer Audienz bei Sr. königlichen Hoheit zurückkehrte, und hörte dem Kutscher Ihrer Excellenz den Befehl bringen, daß Ihre Excellenz zu Sir John Elliott, Baronet, fahren wolle, und ich war müßig, Sir John — und seht, ich bin Euer Freund, Sir John!"

„Und?" ...

„Und ... und da sprang ich, aus Freundschaft für Euch, auf den Bedientenplatz der Kutsche, und fuhr heimlich mit und stahl mich heimlich hinter Ihro Excellenz in dies Haus und schlich ganz leise die Treppe herauf, damit sie mich nicht hören solle ... denn sie ist eine böse Frau, Sir John ... sie hat ein scharfes Auge für das Betragen der Pagen, obgleich es sie doch gar nicht kümmern sollte. Denn was hat sie mit den Pagen Sr. königlichen Hoheit zu schaffen? Aber so sind diese Damen, und wiewol sie nichts weiter ist, als die Gemahlin des Lord Oberkammerherrn Sr. Majestät, so haben wir doch alle eine recht große Furcht vor ihr, Sir John!"

„So, so!" erwiderte der Patient, welchen dieses Gespräch außerordentlich zu interessiren schien.

„Denn sie ist die Freundin Sr. königlichen Hoheit," fuhr der kleine Schwätzer fort, „viel mehr seine Freundin, als ihr Gemahl, der höchst Ehrenwerthe, der Marquis von Hertford sein Freund ist. Der hält es mehr mit dem alten Volk von St. James — hu! wie langweilig es dort ist . . . Nichts als Psalmen und Predigten, keine Bälle, keine Musik, außer der von Händel, eine Musik, bei der Einem ganz bange wird vor Orgelpfeifen und Posaunen. Aber Ihre Excellenz ist jung und hübsch und lustig und zieht Carlton=House und unseren Prinzen vor, und ich möchte um Alles nicht, daß sie wüßte . . . denn seht, ich bin Euer Freund, Sir John!"

„Beruhige Dich, Kleiner," sagte dieser, der allmälig eine solche Miene von Wichtigkeit angenommen hatte, als ob er den ganzen, lustigen Hofhalt des Prinzen und seinen kleinen Pagen obendrein gegen die Misanthropie und Frömmigkeit der königlichen Eltern beschützen müsse. „Beruhige Dich, mein Sohn, es soll Dir nichts geschehen. — Indessen sage mir," fügte er hinzu, „wie ich dazu gekommen bin, mir Deine Freundschaft zu erwerben?"

„Als ob Ihr es nicht wüßtet, Sir John," erwiderte etwas vorwurfsvoll der Page, „daß ich gestern bei dem Ball in Carlton=House zweimal die Ehre hatte, Euren Hut vom Boden aufzuheben, da Ihr mit Mylord Cholmondeley aus dem kleinen Zimmer tratet; . . . als ob Ihr schon vergessen hättet, daß ich es war, dem Ihr ewige Freundschaft geschworen, indem ich Euch den Arm reichte, in demselben Augenblick, wo Mylady Elliott den Unfall hatte und Ihr . . ."

Sir John wußte nichts. Sir John hatte vollständig vergessen. Indessen konnte es wol so sein.

„Es kann sein," sagte er, indem eine dunkle Erinnerung in ihm aufstieg, daß er gestern Abends beinahe das Unglück gehabt hätte, zu stolpern, als er von der gastlichen Unterhaltung und der unversieglichen Flasche des kleinen Zimmers, in welchem Lord Cholmondeley präsidirt hatte, in die blendende Helligkeit und auf das glatte Parquet des Salons gekommen war, wo Se. königliche Hoheit eben die ohnmächtig gewordene Gemahlin des ehrenwerthen Herrn zu einem Divan führte. „Es ist möglich," schloß er die Reihe seiner Betrachtungen.

„Ja, ja, Sir John," fuhr der Kleine fort, „und weil ich nun Euer Freund bin, so habe ich auch sehen wollen, wie Ihr Euch befindet, Sir John, und wie sich Mylady Elliott befindet nach unserem gestrigen Balle. Denn seht! Ihr habt mich ganz bezaubert, Sir John, Ihr habt geredet, wie ein Edelmann, Ihr habt getrunken, wie ein Edelmann, Ihr habt das rechte Wesen von einem Edelmann, seinen Gang, sein Benehmen, seine Haltung und seine Mode, und das habe ich mir gesagt, vom ersten Augenblicke an, wo ich Euch sah, wenn ich selber einmal älter geworden und erwachsen bin, dann will ich auch ein Edelmann werden, wie Ihr seid, Sir John!"

Der in so schmeichelhaften Ausdrücken Angeredete lächelte. Er warf einen beifälligen Blick auf den Kleinen, welcher fortfuhr, sich auf das Angelegentlichste nach dem Wohlergehen Sir John's und Mylady Elliott's zu erkundigen.

„Nicht zum Besten, was das anbetrifft," sagte Sir John. „Entweder Euer Champagner ist schlecht . . .

„Aber, Sir John!" unterbrach ihn sein kleiner Freund, als ob er beleidigt sei.

„Oder ich habe zu viel davon getrunken,“ fuhr der Würdige fort, der nichts fühlte, als die Befriedigung über den Enthusiasmus seines bewundernden Freundes.

Oh, der Eitelkeit! — Aber wer ist frei davon? Wir begreifen nicht die thörichte Freude des Kindes über ein neues Bändchen am Hut, nicht den eitlen Stolz, mit welchem unser Bedienter seine neue Livree mit den blanken Knöpfen anlegt, dieses Zeichen der Abhängigkeit, und knüpfen doch selber mit keinem anderen Gefühle, als dem des Kindes, das Bändchen, welches uns irgend eine Hoheit oder Durchlaucht verliehen, in das Knopfloch, und sehen viel vornehmere Leute, als wir sind, die Livree eines Kammerherrn oder Truchseß anlegen, welche sich nur durch ihre Farbe von der unseres Bedienten unterscheidet. Wir sind alle eitel, Kinder und Erwachsene, Herren und Diener, und selbst der Geringste von uns findet noch einen Geringeren, um sich von ihm anbeten, bewundern und schmeicheln zu lassen, gleich jenem Schuhflicker, von welchem uns unser Freund Steele in seinem unvergleichlichen „Tatler“ erzählt. Dieser Künstler, heißt es dort, welcher von Natur ein Liebhaber des Respectes war, und doch wol wußte, daß bei seinen Umständen kein lebendiges Wesen ihm solchen zollen würde, hatte sich die Figur eines Stutzers von Holz angeschafft, welcher fortan in einer unterthänigen Stellung vor ihm stand, mit seinem Hut unter dem linken Arm und seine rechte Hand derart ausgestreckt, daß sie einen Pechdraht, ein Stück Wachs, oder eine Schusterahle hielt, je nach dem besonderen Dienst, zu welchem sein Meister ihn zu verwenden für passend hielt.

Nun, Sir John, beruhigt durch die gute Meinung, welche sein junger Freund von ihm hegte, ließ den Grund seines Befindens, ob es ein objectiver oder ein subjectiver sei, dahingestellt; sagte ihm aber, daß Mylady Elliott sich durchaus wieder wohl fühle.

„Lady Elliott!“ fiel ihm der kleine Enthusiast in die Rede, indem er ganz entzückt die Finger wie zum Kuß an die Lippen preßte. „Die schönste Dame bei Hof — die wahre Königin unseres gestrigen Festes. Ja, ja — darüber waren wir Alle der gleichen Meinung — die rechte Gemahlin eines Edelmanns, wie Ihr seid, Sir John!“

„O ja,“ erwiderte Sir John, offenbar am meisten geschmeichelt durch den Nachsatz des Compliments, welcher sich auf ihn bezog, „Lady Elliott ist eine schöne Dame, und es freut mich, daß sie Dir gefällt, mein kleiner Freund.“

„Daß sie mir gefällt . . . Oho! was heißt das, gefallen? Ist dieses das Wort einem Wesen gegenüber, gleich Lady Elliott? Wenn wir in anderen Zeiten lebten, Sir John, und wenn ich ein Ritter wäre und ein Roß hätte und einen Speer und Schild, so würde ich ihren Handschuh auf meinen Helm stecken und rufen: Wer wagt mir's zu bestreiten, daß Lady Elliott die schönste Dame von England sei?“

„Es ist gut,“ lächelte Sir John mit dem Lächeln geheimen Triumphes, „gut, daß dieses andere Zeiten sind und Du kein Ritter bist; Du würdest mich sonst eifersüchtig machen, mein kleiner Gönner!“

„Könntet Ihr eifersüchtig werden, Sir John? Wär' es möglich, Euch eifersüchtig zu machen?“ rief dieser plötz-

lich mit einem Beben der Stimme, welches den Ehrenwerthen stutzig gemacht haben würde, wenn er es gehört, mit einem fast unheimlichen, gänzlich unknabenhaften und seiner anscheinenden Jugend durchaus unnatürlichen leidenschaftlichen Aufblitzen seiner grauen Augen, welches Jenen erschreckt haben würde, wenn er es gesehen hätte. Allein er war viel zu sehr mit sich selber beschäftigt, um auf dergleichen feine Unterschiede des Tones und Blickes Acht zu haben.

Auch faßte sich der Andere rasch und mit einer Heftigkeit, die ihn vielleicht noch mehr compromittirt haben würde, wenn er sich einem schärferen Beobachter gegenüber befunden hätte.

„Gefallen,“ fuhr er daher mit größerer Ruhe fort, indem er über die letztere Wendung des Gespräches hinwegging ... „Was liegt auch daran, daß sie mir gefallen, einem Knaben, einem Pagen im Hofhalt Sr. königlichen Hoheit? Das ist kein Grund, um einen Mann von Stand und Ansprüchen stolz zu machen. Aber, Sir John, sie hat einer größeren Person gefallen — ja, das ist das Wahre von der Sache, sie hat ...“

Sir John erhob sich ein wenig auf seinem Lager.

„Sie hat,“ fuhr der Andere fort, indem er mit den sichtbaren Spuren der Verlegenheit an den duftigen Handschuhen zupfte, welche er während des Gespräches ausgezogen hatte, „sie hat Jemandem gefallen, welcher einen Namen dafür hat, der eleganteste Beurtheiler, der feinste Kenner weiblicher Schönheit zu sein; Jemandem, Sir John, dessen Auszeichnung jede Frau thöricht vor Freude, und jeden Mann in England, der eine schöne Frau hat, wahnsinnig machen könnte vor ... vor ... vor Stolz!“

„Halt, mein kleiner Freund," rief Sir John mit einem gemischten Ausdruck seines Gesichtes, gemischt, um das Beste davon zu sagen, aus Neugier und Selbstzufriedenheit, „Du willst doch nicht sagen, daß ..."

„Ich will nichts sagen, Sir John," war die Antwort, und jetzt dämpfte sich die Stimme des Pagen wiederum zu einem leisen, halb vertraulichen, halb ängstlichen Flüstern, „nichts, als daß gestern Abend ..."

Es schien dem Kleinen schwer zu werden, das rechte Wort zu finden, das er suchte, oder das herauszubringen, was er wußte, oder das zu verschweigen, was er nicht gern sagen wollte, oder überhaupt fortzufahren. Er begann wieder mit dem Handschuh zu spielen, und es war schade genug um den feinen Spitzenbesatz desselben. Er zerriß ihn fast gänzlich. Aber eine neue Idee stieg in dem Kopfe des ehrenwerthen Sir John auf, so glorreich, daß er kaum ein Lächeln, sie gefunden zu haben, unterdrücken konnte. War es nicht Eifersucht, welche dieses Bürschchen so sehr aufregte, daß er kaum des Wortes mächtig war, um sich auszudrücken? Ja, ja, es war der Kampf zwischen dem Respect vor jener größeren Person und der Eifersucht gegen dieselbe, welche die Seele des Knaben theilte und ihn verhinderte, offen und frei zu sprechen. Und worauf pflegen Knaben, welche mit halbreifem Empfinden und dem noch unbestimmten Verlangen nach etwas Unbestimmtem an der Grenze der Kindheit angekommen sind, eifersüchtig zu sein, als auf die männlichere Erscheinung, das bewußtere Auftreten ihres vermeintlichen Nebenbuhlers und auf den Unterschied der Jahre, welche denselben, nach ihrer Meinung, zu einem überlegenen Wesen viel höherer Art machen? Er war ja

selber einmal jung gewesen, er kannte die Jugend — o, dieser kluge Mann, dieser Sir John! Und dann erfüllte es ihn mit einem nicht kleinen Bewußtsein seiner eigenen Würdigkeit im sichern Besitz eines Weibes zu sein, welches von einem Prinzen — denn daß es kein Anderer sein könne, als der Prinz selber, das hatte ihm sein Scharfsinn sogleich verrathen — von einem Prinzen ausgezeichnet und von einem Knaben geliebt ward! Dies Alles mit einem Blicke durchschaut zu haben, flößte dem Biedermann die höchste Achtung vor sich selber, vor seiner Menschenkenntniß, seiner Erfahrung in den Dingen der großen und galanten Welt ein und zugleich machte es ihm — dem Grausamen! — eine heimliche Freude, die unschädliche Flamme in der Seele des Knaben anzufachen. Es schmeichelte seinem Ehrgeiz, diese hoffnungslose Neigung zu nähren; alter Sportsmann, der er war, versprach er sich davon die Unterhaltung eines Spieles, und der Triumph über die Leidenschaft eines Knaben war der Gedanke, der sich in ihm festsetzte und ihn völlig verblendete!

Nicht so lange, als der Leser gebrauchen wird, um diese Zwischensätze zu durchfliegen, währte die Unterbrechung des Gespräches, welches Sir John wieder aufnahm mit dem Worte:

„Gestern Abend ... Sagtest Du nicht so? Was wolltest Du mir sagen von gestern Abend?“

„Sir John!“ sprach nun der Knabe mit einem entschlossenen Tone, als ob er sein bisheriges Zögern durch eine energische Willensanstrengung bekämpft habe ... „Sir John, war Lady Elliott nicht gewohnt, an dem kleinen Finger ihrer linken Hand einen Ring zu tragen?“

„Ganz recht,“ erwiderte der Gefragte, „es ist ein Ring mit einem Rubin. Ich habe ihr diesen Ring selber gegeben.“

„Nun habt doch einmal Acht, Sir John,“ fuhr der Andere fort, „ob Lady Elliott diesen Ring mit dem rothen Rubin noch an ihrem Finger trägt.“

In diesem Momente, wo der Knabe sein Auge auf das Antlitz Sir John's richtete, mit einer durchdringenden Schärfe, als ob er in jedem Zuge desselben lesen wolle, mit einem seinem Alter und seinem Geschlechte so durchaus widersprechenden Ausdruck von Leidenschaft und Erwartung, daß er Niemanden getäuscht haben würde, der sich für weniger klug in der Beurtheilung der Menschen und für weniger erfahren in den Dingen der Welt gehalten hätte, als unser ehrenwerther Baronet — in diesem Momente ward der schrille Ton einer Glocke gehört, welcher laut und lang durch die Stille des kleinen Hauses schallte.

Der Page sprang auf. Er schien ganz bestürzt.

„Das ist Ihre Excellenz,“ rief er, „die sich verabschiedet. Sie wird sogleich die Treppe herabkommen. Sie darf mich nicht sehen, ich muß vor ihr die Thür, den Wagen und die Straße gewinnen. Sie ist eine böse Frau — o, solch' eine böse Frau, Sir John ... Lebt wohl, Sir John! — Darf ich wiederkommen, Sir John? ... Vergeßt doch nicht, nach dem Ring zu sehen, Sir John ...“

Und mit diesen Worten, welche rasch und gleichsam in einer einzigen Masse hinter einander herflogen, wie Staub im Wirbelwinde, sprang der Page von seinem Sitz auf, zur Thür, zur Treppe hinab, hinaus und war verschwunden, lange bevor Ihre Excellenz den Wagen er-

reicht hatte, der demnächst mit schwerem Rollen sich in Bewegung setzte und noch eine Weile auf dem Pflaster der kleinen Straße gehört ward.

Dann war Alles wieder stille wie zuvor, in dem kleinen Hause und in der kleinen Straße; den Ehrenwerthen aber hatte dieser Vorfall in die heiterste Laune versetzt.

„Sie haben einen Anbeter, Madame," rief er lachend, als Lady Elliott nach dem Abschied der Marquise wieder in das Zimmer trat.

Lady Elliott's Aussehen hatte sich verändert, seitdem sie vorhin das Zimmer verlassen. Da war keine Spur von Thränen mehr in ihren Wimpern und keine Spur eines inneren Kampfes mehr in ihrem Antlitz. Ein Anflug freudiger Sicherheit hatte sich über ihre Wangen ausgebreitet und auf ihrer Stirn und über den Brauen ihrer Augen saß ein Ausdruck, der etwas vom Hochmüthigen und etwas vom Wegwerfenden hatte. Wem, der ihr zaghaftes, unsicher schwankendes Auftreten von kurz zuvor verglichen hätte mit ihrem jetzigen Erscheinen, in dem so viel Festigkeit, so viel Zuversicht, so viel Trotz lag, konnte der Unterschied entgehen?

Aber in seiner jovialsten Stimmung und mit wachsendem Gelächter wiederholte Sir John: „Einen Anbeter, Madame — Sie haben einen Anbeter bei Hofe!"

Lady Elliott sah ihren Gemahl an, kurz, aber sehr bestimmt.

„O, leugnen Sie nur, Madame," fuhr derselbe fort, immer stärker lachend, als ob die Idee davon etwas unaussprechlich Komisches für ihn habe. „Leugnen Sie nur — ich habe die sicherste, die beste, die ausführlichste In-

formation. — Reichen Sie mir doch Ihre Hand, Madame, wenn's Ihnen gefällt — sehen wir doch, ob Sie jenen Ring noch am Finger tragen, jenen mit dem Rubin . . ."

Ein leises Zucken ließ sich bei diesen Worten Sir John's doch in dem feinen Gesicht seiner Gemahlin wahrnehmen.

„Mein Herr!" rief sie, halb aufgebracht, halb erschreckt, wie bei einer Zumuthung, die sie nicht ganz zurückweisen könnte.

Allein der Ehrenwerthe merkte wenig von all' diesen Nüancen, welche sich rasch folgen, und die der Beobachter analysiren muß, indem sie verschwinden. „Sie sehen," rief er in seiner unbegrenzten Heiterkeit, welche für seine Gemahlin etwas Empörendes hatte, „daß der Ring verschwunden ist. Und nun leugnen Sie noch, daß ich Alles weiß, von Allem unterrichtet bin, von Allem die genaueste Kenntniß erhalten habe!"

Lady Elliott blickte auf, mit einer beispiellosen Kälte, Ruhe, Verächtlichkeit des Blickes. Was war der Grund dieser plötzlichen Veränderung von einer Stunde zur andern?

War es das seltsame Betragen Sir John's, sein Lachen, seine gute Laune — offenbare Anzeichen, daß er doch über den wahren Sachverhalt getäuscht sei, welche sie mitten in dem Gefühl ihrer Schuld sicher machten? Oder hatte sie dieses Gefühl selber in der kurzen Zeit, seit der wir sie nicht gesehen, überwunden? Oder bildete sie sich ein, daß das Benehmen ihres Gemahls ein verstelltes sei, und daß man der einen Verstellung nur durch die andere begegnen könne? Das war's! — Aber wo-

her dieser überraschende Fortschritt in einer Kunst, die ihr vor einer Stunde noch so neu gewesen? Nun, man braucht in diesem Punkte mit der Ungeschicklichkeit einer Frau höchstens einmal Nachsicht zu haben; eine zweite Blöße wird sie sich nicht geben. Kennt man die Lehre der Naturgeschichte von den Wasservögeln nicht, welche fern von ihrem Element und in einer Täuschung über ihre wahre Beschaffenheit aufgebracht worden sind? Gebt sie ihrem Elemente und sie werden schwimmen! Laßt irgend ein Geschöpf zum Bewußtsein seiner angeborenen Fähigkeit kommen, und es wird sie gebrauchen. Zeigt dem Weibe, daß es sich verstellen kann, und man wird es nicht mehr erkennen. Der erste Schritt gethan, findet der Rest sich von selber.

Sollte Lady Elliott ihre Thränen, ihre glühenden Wangen und ihren Seelenkampf einem Weibe verborgen haben, und jetzt nicht einmal so viel Herrschaft über sich und so viel Dreistigkeit besitzen, um den wahren Grund davon, die Wahrheit überhaupt einem Manne verbergen zu können?

„O," sagte sie, „der Ring ... Es ist wahr, ich selbst habe ihn an diesem Morgen schon vermißt, und ich bin überzeugt, daß ich ihn gestern Abends vom Finger habe fallen lassen, als die Temperatur des Ballsaals und die Ausdünstung der Kerzen mir jenes vorübergehende Unwohlsein zuzogen ..."

„Es kann nicht anders sein," sagte Sir John, „ich habe mir dasselbe gedacht. Und da hat dieser Schelm den Ring wahrscheinlich aufgehoben und bewahrt ihn als ein Andenken an die Dame, die er liebt, als ein Pfand der Schwärmerei ... ha! ha! ha! dieser kleine Schelm,

dieser eifersüchtige Schelm ... dieser Schelm, der nicht einmal so viel kann, als schweigen!"

Was sollte Lady Elliott aus diesen Worten machen, von denen nach ihrer Meinung das eine dem andern auf die sonderbarste Weise widersprach? Sollte Sir John doch etwas wissen? Sollte Verrath im Spiele, und wer könnte der Verräther sein? Wer wußte von dem Ringe, außer ihm allein ...?

„Ja, ja," sagte Sir John, noch immer lachend, „wählen Sie sich künftig doch einen Galan, der die Geheimnisse des Abends nicht schon am andern Morgen ausplaudert ..."

Lady Elliott ward betroffen ... Die Geheimnisse des Abends? ... Einerlei! sie hatte ihre Rolle gewählt und mußte sie spielen.

„Lassen wir die Scherze, Sir John!" sagte sie daher nach einigem Besinnen. „Ich habe Ihnen die Botschaft Ihrer Excellenz mitzutheilen. Sie kam im Auftrage ... des Prinzen," sagte sie mit einer eigenthümlichen Zögerung und einer noch eigenthümlicheren Beschleunigung der Rede, als ob sie rasch über das Wort hinwegkommen wollte, „des Prinzen von Wales. Es sind Herren aus dem Gefolge Sr. königlichen Hoheit des Herzogs von Orleans aus Paris eingetroffen, welche sich am Hofe des Prinzen vorstellen lassen werden. Diesen Herren zu Ehren gibt Ihre Excellenz, auf den Wunsch des Prinzen, ein Fest auf ihrem Schloß und Landsitz in Warwickshire, und zu diesem Feste, auf den Wunsch des Prinzen, sind wir eingeladen, Sir John!"

Ein Schimmer der Verklärung färbte das Gesicht des Leidenden. „Protection bei Hofe! Sie sehen, was

das bedeuten will, Madame!“ sagte er, indem er sich von seinem Lager mühsam in die Höhe richtete. . . . „Ich wollte nur, daß es niemals Champagner auf der Welt gegeben hätte. Das ist der Ruin vieler ehrlichen Leute gewesen, und möge der Himmel mich strafen, wenn ich mich je wieder dazu verstehe, dergleichen an meine Lippen zu bringen. Ja, ja, Mylord Cholmondeley — wir werden nicht mehr mit spitzen Gläsern anklingen!“

Darauf legte er sich, erschöpft von den mannigfachen Vorkommnissen des Tages, in die Polster seines Sophas zurück, und Lady Elliott trat an das Fenster, und immerfort in ihren Gedanken beschäftigt mit dem Ring und ob er, der ihn geraubt, darüber habe sprechen können, sah sie auf die kleine Straße und auf den Baum, in dessen von der Londoner Luft gebleichtes Laub die gleichfalls bleiche, wehmüthige Sonne eines Londoner Nachmittags schien.

Zweites Buch.

Da sprach der Herr: Ich will ihnen
noch Frist geben.

Genesis, VI, 3.

Erstes Capitel.

Studley Hall.

Lady Elliot hatte lange gekämpft, ob sie der Einladung der Marquise nach Studley Hall folgen sollte, wo — in einiger Entfernung von London und jeglichem Zwange und jeglicher Aufsicht von St. James — der Prinz beschlossen hatte, mehrere Tage der Freiheit, der Ungebundenheit, der ländlichen Vergnügungen zu leben. Doch war wenig von dem Antrieb und Widerstand der Liebe, von dem Für und Wider der Leidenschaft in diesem Kampfe. Ach! — diese Zweifel, welche so sehr geeignet sind, die Seele eines Weibes, eines jungen Weibes, welches zwischen Pflicht und Neigung schwankt, in die höchste Erregung des Innern zu versetzen ... diese Fragen, welche das Herz hoffnungslos martern, waren gelöst und entschieden. Ihr stolzes und bewegtes Innere hatte sich laut und unzweideutig zu Gunsten der Huldigungen ausgesprochen, welche Jugend, Rang und Schwärmerei darbrachten; aber sie abzuweisen, wäre weniger schmerzlich gewesen, als sie so annehmen zu müssen. Ein Gefühl der Demüthigung war in ihr, an diesen Mann gekettet zu sein, den sie nicht hassen konnte, weil sie ihn verabscheute, und den sie nicht

täuschen mochte, weil er ihr sogar für einen Betrug zu gering erschien. Sie wäre — das empfand sie mit Schaudern — eines Verbrechens fähig gewesen, um ihn auf die eine oder andere Weise fortzustoßen . . . sei es selbst aus der Welt hinaus.

Dieses beständige Gefühl der Schmach und des Druckes lastete auf ihr; es ließ sie nicht frei athmen und erstickte jeden ihrer Wünsche im Keime. Fest in ihr stand der Entschuß, niemals wieder zusammen mit ihm öffentlich zu erscheinen. Mehr als die Furcht vor spöttischen Bemerkungen, die seine Erscheinung und sein Benehmen nur zu sehr herausforderten, erfüllte seine Nähe sie mit dem Bewußtsein, verächtlich zu sein, weil sie dem Verächtlichen angehöre. Ein Zwiespalt ging durch ihre Seele, ein gewaltiger Riß, der jeden Blutstropfen in ihr mit Bitterkeit vergiftete. Und sich ohne ihn in jene Kreise zu mischen, nach welchen die Eitelkeit ihres Herzens stürmisch verlangt hatte und die sich ihr nun in so überraschender Weise geöffnet hatten — selbst daran hielt sie sich durch sein bloßes Dasein gehindert. War nicht überall, wo immer sie sich zeigte, neben ihr ein leerer Raum, den der Witz, der Sarkasmus, die Bosheit beliebig mit den plumpen Umrissen und der unbeholfenen Figur Sir John's ausfüllen konnte? War es nicht schrecklich, nach ihm gefragt zu werden? War es nicht hinreichend, seinen Namen zu führen? So oft sich ihr Blick zu jenen Sphären erhob, welche ihrer noch halb kindischen Phantasie und Unerfahrenheit so rosig erschienen und so golden, fühlte sie sich wieder niedergezogen durch jenes Bleigewicht, welches an ihren Flügeln hing, welches ihrer Seele eine Spur der Demüthigung und ihrem Geist ein Merkmal

der Erniedrigung eingedrückt hatte — welches weggewischt, welches vernichtet werden mußte.

Darum war Lady Elliott nach Studley Hall gegangen, ohne Sir John, welcher krank, aber erfüllt von der Ehre der prinzlichen Einladung auf dem Schmerzenslager von Cork-Street zurückblieb. Dunkel auf dem Grunde ihrer Seele, in jener Dämmerung, in welcher die Entschlüsse geboren werden, brannte ein Gedanke, der noch keine Form hatte, und ein Vorsatz, der noch nicht reif war für das Wort.

So, zum erstenmal nach jener verhängnißvollen Nacht in Carlton House sollte sie dem jugendlichen Prinzen gegenübertreten, der nur mit einem kleinen und ausgewählten Gefolge seinen Einzug gehalten hatte in den Park und das Schloß seiner Freundin, der Marquise. Der volle Sommerglanz und schwere Duft von Linden und Rosen und Jasmin wehte und rauschte um die epheubedeckten Mauern und normannischen Thürme, durch die Spitzbogenfenster der alten baronialen Halle und das massive Portal, über welchem von stolz aufgerichtetem Schilde, das zwei Mohren tragen, zwischen den Rosen und Ringen der Conway's, zwischen den Lilien und Löwen der Seymour's und unter dem siebenspitzigen Krönlein der Hertford's die Worte schimmerten: „Fide et amore.“

Es war ein lieblicher Julitag, voll Sonne und doch voll Kühle, voll Klarheit und doch voll Duft, als Lady Elliott's Reisewagen vor diesem Portale hielt. Es war ein herrschaftlicher Wagen, der ihr zur Verfügung gestellt worden, mit der Devise und den Straußenfedern des Prinzen auf dem Schlage, mit vier Pferden und Kutscher und Bedienten in seiner Livrée.

Das goldene Sommerlicht spielte in den glänzenden Blättern des Epheus, diesem Grün, welches die alten Mauern liebt, und fast so alt als die Geschichte selber, sie mit seinem stillen, aber starken Wachsthum umspinnt. Eine breite Terrasse war vor dem Portal auf der Fläche des Hügels, von welchem aus dies Schloß den ganzen Park beherrschte. Lady Elliott, nur von ihrer Kammerfrau begleitet, stieg aus. Lakaien in Perrücken und Kniehosen von rothem Plüsch, in reich gestickten Röcken mit dem Hertford-Wappen auf den vergoldeten Knöpfen hoben sie aus dem Wagen, und der Haushofmeister von Studley-Schloß geleitete sie durch das Portal in die Halle.

Mit einer Anwandlung, als ob sie über die Stufen der Schloßterrasse zum Portal in ein neues Dasein geschritten sei, trat Lady Elliott in die große Halle, welche hoch, geräumig, mit braunem Getäfel von Eichenholz aus den heimathlichen Forsten und geschmückt mit den lebensgroßen Bildern der Lords und Ladies, der Viscounts und Viscountessen, der Marquis und Marchionessen der vereinigten Familien der Conway's und Seymour's, fast das ganze Erdgeschoß des Schlosses von Studley einnimmt. Ein gothisches Fenster im Hintergrund der Halle mit gemalten Scheiben warf sein buntes Licht, sein brennendes Roth und tiefes Blau auf das dunkle Braun der Treppe, welche breit und stattlich und kostbar geschnitzt, mit kleinen Säulen und reichem Zierrath von Blumen und herrlichen Figuren, zu den Stockwerken emporführte. Der Haushofmeister von Studley Hall bat Lady Elliot um die Erlaubniß, ihr die für sie bestimmten Appartements, welche im rechten Flügel des ersten Stockes lagen, anweisen zu dürfen. Nachdem er die massive, schön getäfelte Eichen-

thür geöffnet und die Portière von weiß- und carmoisin-farbenem Damast zurückgeschoben hatte, verabschiedete sich der Alte und Lady Elliott war nun allein in einer Reihe von Gemächern, welche durch ihre wahrhaft großartige Einfachheit einen kaum zu beschreibenden Eindruck auf sie machten. Sie führten eines in das andere und waren alle in fleischfarbenem Stuck und Gold mit schwarzer Bronce, sehr großen Spiegeln und seidenen Vorhängen, welche gleich den Portièren die Farben von Weiß und Carmoisin hatten. Durch die halb emporgeschobenen Fenster strömte der ganze Wohlgeruch von Wiese, Wald und Wasser herein, und das Licht, obwohl gedämpft, war ungewöhnlich rein und heiter, als ob es durch seine gleichmäßige Helligkeit, welche nichts Blendendes, aber auch keinen Schatten hatte, die grellen Gegensätze, die in ihrem Innern neben einander lagen, sanft abtönen und ebnen möchte.

Ein neues Gefühl der Sicherheit überkam sie. Eine unsichtbare Hand hatte sie von ihrer Vergangenheit befreit, dieser kurzen Vergangenheit, die doch schon den Irrthum eines ganzen Lebens in sich barg. Das Entsetzen, welches jeder Gedanke an die Zukunft heraufbeschwor, war nichts — nichts als ein Traum. Sie hatte geschlummert einen schweren Schlummer; nun war sie erwacht — und siehe da! sie war jung und schön und liebebedürftig und geliebt. Sie trat an eines der Fenster und hob den Vorhang mit ihren Händen. Ach! wie schön war die Welt, und wie lachte und lockte sie! Die Bäume des Parkes, majestätische Eichen, vom weichen Winde hin- und herbewegt, warfen ihren zitternden, feingeränderten Schatten auf weite Rasenflächen. Das feuchte Blau der Seen, in

deren krystallischem Spiegel sich die Umrisse und Farben der Ufer malten, schimmerte herauf zwischen dem tiefen Grün der Wiesen und der Baumwipfel. Sie stand wie bezaubert, — wie berauscht von dem Glanze der Landschaft; die Stille und stumme Schönheit derselben goß ein Behagen in ihre Seele, das sie beruhigte, und breitete einen Frieden vor ihr aus, wie einen Teppich, um darauf zu wandeln.

Dann ließ sie den Vorhang wieder fallen und schellte nach ihrer Kammerfrau. Lady Elliott wollte Toilette machen. Sie durchschritt, der Dienerin folgend, die Reihe der Gemächer bis zum letzten.

„Nicht diese Robe," rief sie, als die Kammerfrau ihr einen kostbaren Stoff präsentirte aus Rosa, mit zahlreichen Volants, Schleifen und Bändern, mit Guirlanden, Puffenärmeln und weit ausgeschnitten nach der Mode jener Tage. „Ich finde sie zu reich, zu überladen; die Farbe paßt nicht für das Tageslicht. Versuchen wir doch einmal jenes Unterkleid von Lila mit dem Flor-Ueberwurf," sagte sie, indem sie vor den Ebenholzspiegel trat, welcher schräg vor der einen Ecke des Gemaches stand.

Es war ein trauliches Gemach, ihr Schlafgemach. Seidene Tapeten, deren mattes Braun und Gold einen höchst wohlthuenden Abschluß bildeten gegen das aus blassem Roth und Weiß gemischten Dämmerlicht der übrigen Appartements, bedeckten die Wände. Das Bett hatte Vorhänge von dunklem Sammet mit schweren goldenen Fransen. Der Teppich war einfarbig, vom weichsten Grau. Kunstvoll geschnitzte Stühle von Ebenholz und Sammet, mit hohen Lehnen und seltsam verzierten Beinen, Rococco-Möbel, von jenen phantastischen Formen, die einer auch

damals schon vergangenen Zeit angehörten; Sessel, Chaiselongues, Tische mit Mosaik-Einlage und Schränke, deren Schubladen von Rosenholz dufteten, waren hie und da vertheilt, mit jener Gleichgiltigkeit gegen die Symmetrie, welche nur dem Ueberfluß und Reichthum erlaubt ist. In dem Halbdunkel der Hinterwand erblickte man eines von den Gemälden der alten Meister, für welche Studley Hall so berühmt ist, eine Danaë, schlummernd, unter dem Rauschen des goldenen Regens.

„Nein, nein," sagte Lady Elliott, das Lilagewand ihrer Kammerfrau zurückgebend, „ich denke, daß ich dieses wählen sollte."

„Es ist wahr," erwiderte die Kammerfrau. „Weiß mit einer Blumengarnitur steht meiner Herrin gewiß sehr vortheilhaft."

„Wie Du das nur sagen kannst, Becky," warf Lady Elliott fast zürnend ein. „Du hast kein gutes Urtheil, Becky. Ich versichere Dich, Weiß mit Blumengarnitur steht mir durchaus nicht. Es entstellt mich."

„Was ist Mylady's Meinung über Seegrün?" fragte die Dienerin etwas zaghaft, indem sie sich zu dem großen Koffer niederbeugte, welcher alle diese Schätze enthielt. „Seegrün ist eine schöne Farbe, und Seegrün . . ."

Aber Mylady, mit einem weinerlichen Gesicht und dem Trotz eines Kindes, stampfte den Boden und rief: „Fort mit dem Seegrün! Du willst mich kränken, Becky, das ist heute deine ganze Absicht. Sind wir noch im Kloster? Ist dieses eine Zeit, um die Melancholie und den Ungeschmack von Edinburgh fortzusetzen? Sprich mir nie wieder von Seegrün!"

Becky war das wahre Bild der Verzweiflung. Ihr

Vorrath war beinahe erschöpft. Niemals hatte sie ihre Herrin so launisch gesehen seit jenem Nachmittag in Edinburgh, wo sie sich ihrer Aufsicht durch die Flucht, und eigentlich auch ihrer Autorität durch die Heirath entzog. Aber das war auch der Grund ihrer Verzeihung gewesen. Denn giebt es für eine Dienerin Etwas, was sie zufriedener mit sich und stolzer auf ihre Herrin machen kann, als wenn diese sich verheirathet? Von der Wiege an war sie die Dienerin der Lady gewesen. Sie war ihr aus dem Hause der Großeltern ins Kloster, und von Edinburgh, als sie die Gemahlin Sir John's geworden, nach London gefolgt. Sie verließ ihre Lady nie. Sie war ein Muster von Treue, obwol kein Muster von Schönheit. Ihr Gesicht war von der Form eines Vierecks, sie hatte die echt schottische, zusammengedrückte Stirn und sie hatte ein Paar Augen im Kopf, schwarz und glänzend, wie die beste Steinkohle von Newcastle. Was konnte sie noch thun, um ihre Lady zufriedenzustellen? In der That, sie war das beklagenswertheste Kammermädchen, welches jemals einer Herrin bei der Toilette rathen sollte!

„Ha!" rief endlich Lady Elliott, indem ein Schimmer der Freude, ein Anflug der Erregung über ihr Gesicht huschte: „Ich hoffe, Du hast das Kleid nicht vergessen, das ... das blaue mit Silber ..."

„Welches Mylady bei dem Ballfest von Carlton House getragen? ..."

„Das ist es! Das ist das Gewand, welches ich haben muß, Becky! In diesem Gewande hat ..."

„Se. königliche Hoheit," fuhr Becky in dem angefangenen Satz fort, während es unter ihren Händen bereits wieder von Flor und Seide rauschte ..."

„Still, Becky . . .“ unterbrach sie Lady Elliott. Aber eine holde Vision schien sich vor ihren Augen zu wiegen . . . Mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit betrachtete sie das Gewand, welches nun aus dem Koffer zum Vorschein gekommen war . . . diesem Blau und Silber gehörte die Erinnerung an den seligsten Moment . . . „Ja,“ rief sie, „in diesem Gewande soll er mich wiedersehen!“

Rasch wurde hierauf ans Werk geschritten, und als nach Verlauf einer kurzen Zeit (was man nämlich unter *solchen* Verhältnissen eine kurze Zeit nennen kann), Lady Elliott in voller Toilette vor dem Spiegel stand und sich nun erblickte, sich selber fremd durch die Verklärung, die sie hob und trug, schwebend in Blau — mit Perlen um den Hals und einer frisch erblühten Rose, die sie aus einer Chinavase genommen, im leichtgepuderten Haar — da lächelte sie still vor sich hin, und auf ihrer Lippe, rosiger als die Rose und üppiger schwellend in thaufrischer Pracht als dieses Lieblingskind des Sommers und der Sonne, — lag eine Frage, ein Wunsch, ein trunkenes Selbstvergessen.

Dann erschien der Haushofmeister, um sie zu benachrichtigen, daß es Zeit sei, zum Empfang im Drawing-Room zu erscheinen. Dann ging sie . . .

Zweites Capitel.

Lady Elliott erhält Nachrichten von ihrer Freundin.

Als Lady Elliott in das Empfangszimmer getreten war, blieb sie mit einer tiefen Verbeugung an der Thür stehen. Es war ein prächtiger Saal, Weiß mit Gold, mit Möbeln von denselben Farben, der Boden mit einem Teppich von Scharlachtuch belegt. Die Nachmittagssonne schien durch die hohen Bogenfenster, um welche das Grün des Epheus und der Baumwipfel flüsterte. Eine große und glänzende Gesellschaft war in dem Saale versammelt, gruppenweis vertheilt, sich unterhaltend, lachend und scherzend, aber gedämpft, wie es die Anwesenheit der hohen Persönlichkeit erheischte, welche Studley Hall mit ihrem Besuch geehrt hatte.

Der Haushofmeister rief den Namen der Eintretenden mit lauter Stimme aus. Aller Blicke richteten sich sogleich nach der Thür, und das Gemurmel selber, welches den Raum erfüllt hatte, verstummte für einen Augenblick. Aber Lady Elliott merkte wenig von der Veränderung, die ihre Ankunft hervorgerufen, wenig von dem ungewöhnlichen Interesse, mit welchem man sie betrachtete, wenig von der Spannung, mit der man ihre Bewegungen verfolgte. Sie

blieb in der Thür stehen in der Stellung, die sie bei ihrem Eintritt angenommen. Sie wagte nicht aufzusehen. Ihr Herz klopfte so stark. Ihre Wangen glühten so sehr.

Indessen war aus der Mitte des Saales ein junger Mann, der jüngste der hier Versammelten, halb noch ein Knabe, ihr entgegengeschritten. Er ergriff ihre Hand und führte sie an die Lippe. Sie zitterte heftig, indem sie sich abermals tief verbeugte. Er sagte: „Seien Sie mir willkommen in Studley Hall, Mylady . . .“

Er konnte nicht weitersprechen. Er zitterte auch.

Welch ein Bild war es, diese beiden jungen Menschen zu sehen, deren Herzen mit einander sprachen in der lauten und stürmischen Sprache der Leidenschaft, deren Seelen nach einander verlangten, wie zwei Flammen, die sich suchen, und die doch getrennt waren durch die ewigen Schranken der Sitte, durch die Gesetze, durch Alles, was die Welt als heilig und unverletzlich anerkennt.

Lady Elliott's Blicke hafteten noch immer am Boden, an den Sonnenfunken, die über den Scharlach des Teppichs hüpften, an dem wechselnden Licht und Schatten, den das Laub von draußen warf — dann faßte sie sich, und indem sie ihre Hand der Hand, die sie hielt, entzog, stammelte sie: „Verzeihung, königliche Hoheit! Die Ehre dieses Empfanges hat mich verwirrt!“

Das tiefe Schweigen, welches bisher im Saale geherrscht und die Beiden, mitten im Kampfe mit ihrem eigenen Zagen und Bangen, noch mehr verwirrt und geängstet hatte, war allmälig einer Conversation gewichen, die mehr und mehr allgemein wurde. Die Marquise von Hertford war viel zu sehr Freundin des Prinzen, um nicht sogleich die Situation zu begreifen, und viel zu sehr

Dame von Welt, um nicht das Peinliche derselben mit einer Handbewegung, mit einem Worte beseitigen zu können.

Indem sie daher lächelnd, einladend und ermunternd, das wahre Muster einer liebenswürdigen Wirthin, von Gruppe zu Gruppe schwebte, wußte sie das stockende Gespräch bald wieder überall in Gang zu bringen und wandte sich zuletzt an einen Herrn, der bis dahin etwas abgewendet von den Uebrigen, allein, ein wenig in sich versunken gestanden hatte.

„Chevalier," sagte sie mit einer sehr klangvollen und gewinnenden Stimme, „ich vermuthe, daß Sie Mylady Elliott heute nicht zum erstenmale gesehen haben."

Der Angeredete war ein junger Mann, am Ende der Zwanzig oder Anfang der Dreißig, er war ein hübscher Mann von kräftigem Ausdruck, dunklem Haar, dunklem Auge, dunkler unenglischer Gesichtsfarbe. Er war Franzose, Pariser, wenn man will, denn er lebte in Paris und hatte die Bildung von Paris. Er trug die Gala-Uniform des französischen Hofes, das Blau, das Silber, die Lilien, und über der Schulter, zwischen den Schnüren und Cordons, in kleiner, aber reicher Stickerei das Hauswappen der Orleans. Durch seine Geburt zwar schien er vorherbestimmt für den Hof und das Gefolge des Herzogs von Bourbon-Penthièvre. Sein Vater, sein Großvater, alle seine Vorfahren waren Vasallen am Hof und im Gefolge der Herzöge von Penthièvre gewesen. Denn die Besitzung, welche ihnen den Namen und Adel gegeben, war ein Lehn dieser Herzöge. Der Adel und Namen des jungen Herrn war der eines Chevaliers von St. Malo. St. Malo, das Schloß und Feudalgut lag in der Haute-

Bretagne, nicht weit von St. Malo, der Stadt, und von Lamballe, nach welchem jedesmal der älteste Prinz des herzoglichen Hauses Penthièvre, genannt war, dicht an der Küste, dicht an dem stürmischen Meer, welches zwischen England und Frankreich braust und brandet.

Das Schloß war ein graues, düsteres, mittelalterliches Gemäuer, ein Felsen auf einem Felsen, mit Thürmen wie Klippenzacken und mit Bollwerken, die aus dem eigenen Granit des Felsens geformt schienen. Außer diesen Eigenschaften des Steinernen, Unerschütterlichen, Felsenfesten hatte das Schloß nichts Merkwürdiges, gar nichts, was dem Auge wohlgefiel. Wenn man es von der Ferne sah, so konnte man es kaum von dem Felsen unterscheiden, auf welchem es stand. Es war mit demselben verwachsen. In diesem Schlosse war der Chevalier geboren worden. Aber er hatte es beinahe ganz vergessen. Das Geschrei der Seevögel und der dumpfe Lärm der Woge waren die einzigen Erinnerungen, die er davon hatte. Denn in früher Kindheit war er nach Paris gekommen, als Page der Prinzeß Louise Marie Adelaide von Bourbon-Penthièvre, als diese sich mit Louis Joseph Philippe, damals Herzog von Chartres, vermählte. Die Bildung, die dem jungen Chevalier auf diese Weise zu Theil ward, das Leben der Hauptstadt und des Hofes hatten das Bild des grauen Felsenschlosses am Meer aus seinen Gedanken verwischt. Vielleicht war seinem Charakter ein Grundzug der Abgeschlossenheit und des Insichgekehrten geblieben, ein Merkmal der Düsterkeit im Innern, welches sich auf die ersten Eindrücke der Kindheit zurückführen ließ. Indessen ist es sehr schwer, in späteren Jahren und bei erlangter Reife dasjenige, was von Natur in uns gelegt worden,

von demjenigen zu unterscheiden, was wir dazu erworben haben, und zu untersuchen, ob ohne diesen oder jenen Einfluß unsere Entwickelung eine andere Richtung genommen haben würde. Dieses war die Thatsache, daß der Chevalier unter einer glatten und den Anforderungen seines Ranges entsprechenden Aeußerlichkeit, die Alle sahen und bewunderten, ein geheimnißvolles Herz besaß, welches Wenige sahen und noch Wenigere verstanden. Er wußte gut zu reden, aber er wußte noch besser zu schweigen, er war eine fremdartige Erscheinung unter seiner Umgebung und seinen Zeitgenossen, welche gern plauderten, viel plauderten, bald mit Geist und bald ohne Geist, welche kein Vertrauen erregten, weil sie kein Vertrauen erwarteten. Es ist möglich, daß diese Eigenschaft ihn der Aufmerksamkeit des Gemahls seiner Herrin empfahl. Dieser, bisher Herzog von Chartres, königlicher Prinz von Frankreich und erst seit dem kürzlich erfolgten Tode seines Vaters Chef des Hauses und Träger des Titels eines Herzogs von Orleans, hatte den ehemaligen Pagen seiner Gemahlin, sobald dieser dem Alter und der Tracht eines solchen entwachsen war, in seine eigenen Dienste genommen. Allein auch in dieser Stellung hatte er ihn niemals so sehr durch auffallende Beweise der Gunst und des Vertrauens ausgezeichnet, als eigentlich erst seit Kurzem der Fall war.

Der Chevalier de St. Malo war Adjutant des Herzogs geworden und befand sich in diesem Augenblick mit einer vertraulichen Mission am Hofe des Prinzen von Wales. Denn mannigfach waren die Beziehungen zwischen diesen beiden Herren, welche Beide die Pferde, die Frauen und das Vergnügen liebten. Der Herzog von Orleans hatte mehr als die doppelten Jahre des Prinzen,

er war in der That ein guter Vierziger, und fast so lange schon als der Prinz überhaupt auf der Welt war, vermählt mit der reichen Prinzeß aus dem Hause Bourbon-Penthièvre. Allein, daß er verheirathet, war kein Hinderniß für den Herzog, und daß er immens reich, reicher als irgend ein anderer Fürst jener Zeit, keines für den Prinzen. Denn der Prinz brauchte viel Geld und hatte mehr Schulden als irgend ein anderer Prinz der Christenheit. Die Schwierigkeit seines Lebens war nicht die: alte Gläubiger zu befriedigen, sondern die: neue zu finden. Freilich war der Reichthum des Herzogs nicht auf die allerbeste Weise zusammengebracht worden. Es war bekannt, daß der Prinz Lamballe, muthmaßlicher Erbe des Hauses Penthièvre, jung, kurz nach seiner Verheirathung gestorben war in Folge von Ausschweifungen, zu denen der damalige Herzog von Chartres ihn wo nicht verleitet, so doch begleitet hatte; und ferner war es bekannt, daß der Herzog darauf die Schwester des Prinzen geheirathet hatte, welche nach dem Tode desselben die Anwartschaft auf den ungeheuren Penthièvreschen Besitz ihrem Gemahl zubrachte. Das Gerücht blieb dabei nicht stehen, indem es dem Herzog eine Absicht zuschrieb, eine Berechnung von so abscheulicher Art, daß man sie zurückweisen muß, nicht weil sie so abscheulich, sondern weil sie eine Berechnung war. Wenig kannten Diejenigen den Herzog, welche ihn für eine berechnende Natur hielten: er hatte Nichts vom Macchiavell. Aber doch war kein Segen in dem Reichthum, so erworben, in dem Gold, welches ihm nur zu bald ein Mittel werden sollte für das unheilige Vergnügen und den verderblichen Ehrgeiz. Die Thränen einer Wittwe hingen daran und gruben sich in das Gold

ein und wurden zum Fluch aller derer, die es je in die Hand genommen. Die Thränen zeugten Blut. — Aber nicht jeder That ist ihre letzte Folge an die Stirn geschrieben, und dann ist das Gedächtniß der Menschen so viel kürzer als das der Geschichte ... und kurz, in jedem Betracht hätte es sich wol der Mühe verlohnt, zu erfahren, was auf dem Grunde der geheimen Botschaft des Herzogs von Orleans an seinen jungen Freund von Wales liege. Indessen war der Chevalier von St. Malo nicht der Mann, es zu verrathen, um so weniger, als er in diesem Fall es selber nicht wußte. Denn sein ganzer Auftrag hatte in einem Brief bestanden, groß und stattlich und fest versiegelt mit dem herzoglichen Wappen, welchen er dem Prinzen überreichen sollte und an diesem Morgen bereits wirklich überreicht hatte.

Es ist daher gewiß, daß auch die Marquise v. Hertford nicht mehr davon wußte, obgleich es wahrscheinlich ist, daß sie gern mehr davon erfahren hätte.

Doch begnügte sie sich, indem sie den Chevalier anredete, mit ganz so allgemeinen Bemerkungen, wie die hingeworfene Vermuthung, daß er heute Mylady Elliott wol nicht zum erstenmale gesehen habe.

„Wirklich, Frau Marquise," sagte der Chevalier, indem er einen Blick hinüberwarf nach der bezeichneten Dame, mit welcher der Prinz noch immer in eifrigem Gespräche war, „mir ist, als ob ich diesen Kopf, diese Augen und diesen Mund schon einmal gesehen hätte, aber ich weiß nicht, wo?"

„O, diese Herren haben kein Gedächtniß und keine Dankbarkeit mehr, sie haben die Galanterie verloren," rief die Marquise graziös lächelnd. „Wie wäre es sonst

möglich, Chevalier, einen Kopf gesehen zu haben von solch königlicher Haltung, Augen von solchem Glanz, Lippen von solchem Schmelz, ein Wesen, prädestinirt wie es scheint . . ."

„Zu einer Cleopatra?" warf der Chevalier mit feiner Ironie, halb für sich ein.

„Chevalier! . . . Die Damen von England besitzen die Kunst nicht, Perlen in Wein aufzulösen . . ."

„Die Damen von England bedürfen keiner Art von künstlichem Zauber, Madame!"

Die Marquise verneigte sich leicht für das Compliment. „Aber dann sind wir Ihrer Nation, Herr Chevalier, verbunden für den Gebrauch, den wir davon zu machen wissen."

„Um so besser für uns, Frau Marquise. Und ganz gewiß, auf den ersten Blick würde ich Mylady . . . Mylady . . . verzeihen Sie es dem undankbaren Gedächtniß, meine Gnädige, aus welchem Sie mir schon einmal einen Vorwurf gemacht, wenn ich Sie bitte, mir den Namen der Dame zu widerholen, welche so sehr durch Se. königliche Hoheit ausgezeichnet wird."

„Sie verrathen Ihre Neuheit an unserem Hofe, mein Herr. Sie würden sich sonst den Namen Lady Elliott's gemerkt haben."

„Es bedurfte nur dieses Winkes, Madame, um ihn niemals mehr zu vergessen —; und fürwahr, ich fange an, nicht blos an meinem Herzen, sondern auch an meinem Stern zu verzweifeln, ich sehe ein, daß sich eine versäumte Gelegenheit immer einmal in eine verlorene Gelegenheit verwandeln kann. Denn ich müßte mich sehr

täuschen, wenn diese Dame, für das reichere Geschenk, das ihr geworden, nicht dem Garten aller Schönheit, dieser britischen Inselheimath verbunden sein sollte; aber ihr Lächeln ist von Frankreich — wie die Liebenswürdigkeit, Madame, mit der Sie mir gestattet haben, es auszusprechen."

„Sie beleidigen mein Volk, Herr Chevalier, indem Sie mir schmeicheln. Indessen will ich es nicht leugnen, daß ich Paris, daß ich Frankreich liebe, und daß ich gehört, auch Lady Elliott habe dort ihre Erziehung erhalten. — Darauf bezog sich meine Vermuthung. Ich glaubte, daß Sie die Bekanntschaft Myladys in dem Kloster gemacht, in welchem sie erzogen worden. Der Herzog von Orleans pflegte das Kloster zu besuchen."

„Ich hatte nicht immer die Ehre, bei den Besuchen der Klöster im Gefolge Se. königlichen Hoheit zu sein. Meinem hohen Herrn gefiel es zuweilen, ohne Adjutanten zu sein. Aber sagen Sie mir doch, Frau Marquise, wenn es Ihnen beliebt, in welchem Kloster Lady Elliott erzogen worden?"

„Montfleuri, sollte ich denken."

„Montfleuri!" und eine leichte Bewegung flog über das Antlitz des Chevaliers, welches gewöhnlich, was auch darunter, in den Gedanken oder Empfindungen, vorgehen mochte, seinen undurchdringlichen Ernst oder sein noch undurchdringlicheres Lächeln zu bewahren verstand. „Und ihr Name, Frau Marquise, bevor sie Lady Elliott geworden?"

„Es sind wenige Monate, seitdem sie den Namen einer Miß Grace Dalrymple gegen ihren jetzigen Namen vertauscht hat."

„Dann ist sie es, deren Züge ich auf einem hübschen Medaillonporträt gesehen, welches meine . . . welches Madame von St. Malo als eines ihrer kleinen Heiligthümer bewahrt. Die beiden jungen Damen sind zusammen im Kloster erzogen worden, sie haben sich ewige Freundschaft geschworen — o Frau Marquise, Sie wissen, das ist ein sehr ernst gemeinter Eid, obwol sein Schicksal sich nicht immer von dem der übrigen unterscheidet — sie haben zusammen geweint, jene Thränen, die sich, zum Glück unserer Männer, vor ihren Ursachen erschöpfen, und sie haben zusammen gehofft und geträumt, jene Hoffnungen und Träume, welche zum Glück unserer Frauen nicht immer in Erfüllung gehen — Miß Grace Dalrymple! — wie oft ich den Namen gehört, und wie gut ich mich jedes einzelnen Umstandes entsinne . . . aber wie hätte ich auch denken sollen, sie hier zu finden, und so . . ."

„Es wäre Ihnen vielleicht natürlicher vorgekommen, Herr Chevalier, sie am Arm eines Mannes auftreten zu sehen, welcher dick ist, graue Haare hat und in Höhe und Breite seiner Gestalt einem Quadrate gleicht?"

„Ich würde mich über das Eine so wenig gewundert haben, als über das Andere, Frau Marquise. Giebt es denn in dieser Welt für einen vernünftigen Menschen überhaupt noch Etwas, um sich darüber zu wundern? Wir sind dahingekommen, Madame, wo das Natürlichste uns als das Wunderbarste erscheint. Aber fürwahr! — wenn ich Mylady Elliott betrachte, welche dort im vollen Sonnenscheine prangt, so muß ich das wol ein bescheideneres Loos nennen, welches der Frau von St. Malo zugefallen — Schatten, Madame, Schatten . . . den die heilige

Bibel, ich glaube in den Psalmen, den Frauen so sehr empfiehlt, ich weiß nicht warum, vielleicht zur Schonung des Teints."

„Aber die Sonne, Chevalier, ist fein, sehr fein, wir verstopfen ihr das Fenster, und sie dringt durch eine Spalte."

„Aber das Auge, das die Sonne sieht, ist noch feiner; . . . und jedenfalls bin ich glücklich, die Ehre meines Gedächtnisses endlich noch gerettet zu haben, und würde Ihnen, Frau Marquise, für die Gunst einer persönlichen Bekanntschaft mit Lady Elliott doppelt dankbar sein."

„Trotz Bibel und Schatten?" spottete die Marquise, indem sie den Chevalier einlud, ihr zu folgen.

„Und trotz der Sonne!" fügte der Chevalier mit einem Ausdruck der Ironie hinzu, in welchem sich zugleich eine große Sicherheit aussprach — armer Mann! der die andern durchschaute und sich selber nicht kannte . . .

Die Marquise und der Chevalier traten einige Schritte näher, um die Gelegenheit der Vorstellung zu erwarten.

Allein der Prinz und Lady Elliott waren noch im Gespräch begriffen. Sie waren von dem Eingange des Saales in eine Fensternische getreten, welche so tief und durch die Vorhänge von weißem und rothem Atlas hinreichend geschützt war, um ihre Worte für die übrige Gesellschaft unverständlich zu machen.

„Grace!" rief der Prinz, den die Leidenschaft hinriß, und der es nicht gelernt hatte und in seiner überlegenen Stellung vielleicht nicht zu lernen brauchte, sie zu ver-

heimlichen — „wenn du wüßtest, Grace, was ich bis zu diesem Augenblicke gelitten habe, wie ich verschmachtet bin vor Sehnsucht nach dir, vor Durst nach deinen Lippen ...“

„Königliche Hoheit ... Prinz ...“ stammelte Lady Grace Elliott.

„Laß das Gaukelspiel, Grace ... Prinz und Hoheit bin ich für die Welt, aber ich gebe sie hin und die Welt dazu, für dich — Grace! Nenne mich George, Grace; nenne mich deinen George!“

„Königliche Hoheit ... Prinz ...“ brachte Lady Elliott unter heftigem Kampf ihres Inneren hervor, „kann ich auch vergessen, daß jedes Wort zwischen uns ein ... Verbrechen ist? ...“

„Halt ein, Grace!“ fuhr der Prinz auf. „Wenn Du das gedacht, dann hast Du mich nie geliebt ...“

„Kann ich vergessen, daß der Verrath ringsum lauert? ...“

„Was willst Du damit sagen? Verrath? wer wagt es? Ist Verrath nicht eine Schlange, der man auf den Kopf tritt? Bei meinem Patron, der den Lindwurm schlug — beim heiligen Georg von England, ich schwöre Dir, daß ...“

Unter diesen Worten und in der Aufwallung seiner Leidenschaft suchte er den Handschuh abzustreifen von der feinen und eleganten Hand, welche derselbe bis dahin bedeckt hatte. Aber nur mit Mühe konnte er ihn entfernen, denn Se. königliche Hoheit, stolz auf Vieles, aber am stolzesten auf seine Hand, liebte die knappen Handschuhe. Ungestüm und jähzornig über den Widerstand, riß er ihn zuletzt von der Hand, man hörte den Riß und plötzlich

sah man etwas schimmern, etwas fallen, etwas rollen und wie einen rothen Blitz, einen rothen Funken oder einen rothen Tropfen über den Sonnenstrahl und den Scharlach am Boden hüpfen.

„Mein Ring!“ rief Lady Elliott laut, zu laut für die Situation, so laut, daß man es vielleicht im Saale hören konnte.

Der Prinz wandte sich um.

Dicht in seiner Nähe, nicht weit von der Fensternische, sah er die Marquise und den Chevalier, welche sich, indem sein Blick sie traf, etiquettemäßig verneigten.

Der Prinz faßte sich rasch: „Nicht hier ist der Ort,“ flüsterte er Lady Elliott hastig zu, „wir sind nicht mehr allein. Aber ich muß Dich sprechen, Grace, dieses sind Dinge, über welche wir uns verständigen müssen. Siehst Du dort unter den Eichen das Bosquet? dort am See?“ Er deutete mit der Hand in den Park hinab, welcher, sanftglühend, in all den schönen Farben einer Sommerlandschaft, eines Sommerwaldes, unter der gleichmäßigen Wirkung der Nachmittagssonne lag. „Siehst Du, Grace?“ flüsterte der Prinz. „Dort werde ich Dich erwarten, an diesem Abend, um zehn Uhr. Es ist die erste Gunst, die ich von Dir erbitte, Grace; es sei, wenn Du willst, die letzte.“

„Mein Ring!“ flehte Lady Elliott noch einmal, mit der Verzweiflung, mit der Inbrunst einer Betenden.

Aber der Prinz hatte sich schon abgekehrt.

„Chevalier,“ sagte er, indem er das Haupt, leicht grüßend, gegen St. Malo neigte, „unsere gütige Freundin und excellente Wirthin wird Sie Lady Elliott vorstellen.“

Und der Ring? Wenn er es wirklich gewesen, so hatte er sich, über den Teppich springend, an die Stelle verirrt, welche in schuldiger Entfernung von der hohen Person sein Adjutant, der Oberst Tarleton, eingenommen. Dieser, der Oberst, hatte, unbeachtet von allen Anwesenden und unbemerkt seinen Fuß darauf gesetzt — dann, als die Präsentation der Lady Elliott's geschah, hatte er sich leicht und rasch gebückt — und dann war der Ring — wenn er es wirklich gewesen — verschwunden.

Aber Lady Elliott's Blicke irrten immer noch über den Boden, um den verlorenen Rubin zwischen den andern Funken zu suchen, mit welchen die rothe Sonne den Scharlachteppich des Saales bestreut hatte.

„Madame," sagte der Chevalier, nachdem die Ceremonie der Vorstellung beendet war, „ich bin zwar nicht so glücklich, Ihnen Grüße zu bringen von Frau von St. Malo, von Nathalie . . ."

„Nathalie!" rief Lady Elliott, wie aus einer andern Welt heimkehrend. O! sie sah sehr verwirrt aus, dies arme, junge Wesen, in deren Seele die verschiedensten Empfindungen einander bestürmten, die Wünsche, die Hoffnungen, die Vorsätze, die Entschlüsse. Und sie war noch unerfahren genug, aus sich heraus die Blicke und Bewegungen der Andern zu deuten. Das verwirrte sie noch mehr. Aber doch war ihr dieser Name wie ein Heimatklang, hier in der weiten Ferne, in der gewaltigen Einöde der Leidenschaften, deren Wege sie noch nicht kannte. „Nathalie!" wiederholte sie zärtlich, als ob sie die Freundin anriefe. „Ich bin glücklich," setzte sie dann hinzu, „von Nathalie zu hören. Ich bin glücklich, den

Mann kennen zu lernen, dem Nathalie ihr Herz" . . . sie zitterte bei diesem Worte, „dem Nathalie ihre Hand gegeben."

Dann schlug sie das Auge auf, um den Mann zu sehen, an den sie diese Worte gerichtet. Denn sie hatte ihn bisher nicht gesehen. Sie hatte bisher Niemanden von Allen gesehen, die im Saale waren. Sie hatte nur Einen gesehen.

Aber rasch, wie nach einer Täuschung, oder nach einer Beleidigung, schlug sie die Augen wieder nieder. In ihren bleichen und erregbaren Zügen ging etwas vor, was schwer zu erklären sein würde. War es vielleicht ein Gefühl des Zweifels, der Frage, ob ihre Freundin glücklich geworden, schuldlos geblieben sei — glücklicher schuldloser, als sie sich selber halten konnte? Für einen Augenblick gaukelten ihr die Träume der Schultage vorüber — die Stille, das Dunkel des Klosters standen vor ihr, und vor ihr, in Ahnungen, wie damals, lag die Welt, rosig angehaucht von jener Morgengluth der Jugend, die noch keine Täuschung erfahren . . . und zauberisch, wie Glocken aus nebelblauen Fernen, klangen die Stimmen der Weltlust und der Versuchung herein, mit welchen zu spielen diesen Kinderseelen so reizend geschienen hatte . . . und über ihr schwebte das große, gute, dunkle Auge der Freundin — dies Auge, so voll von Feuer, Liebe, Schwärmerei und Schönheit, in welches sie oft stundenlang geschaut, wie in eine dunkle, geheimnißreiche Zukunft.

Aber diese Bilder, die alle der Name ihrer Freundin heraufbeschworen, verschwanden vor den feinen, listigen, durchdringenden Blicken des Chevaliers — ängstlich zerflatternd, wie das leichte, lichte Gewölk oft vor dem

stechenden Sonnenstrahl, welcher der Verfinsterung des Himmels und dem Unwetter vorangeht.

Oder war es jener immerwährende Zug von Ironie, von Sarkasmus, jenes unerklärliche Lächeln, jene unaufhörliche Bewegung in seinem Gesichte, welche sie beunruhigte? Hatte dieser Mann mit den kleinen, scharfen, unheimlichen Augen, die sie fürchtete, er, mit den zusammengekniffenen Augenbrauen, unter denen der Hohn lauerte, mit der gepreßten Stirn, die keinen Raum zu haben schien für tiefe, sondern nur für boshafte Gedanken — hatte er schon in ihrer Seele gelesen und das darin gefunden, was diese vornehme, kalte und spöttische Miene verdiente? Sprach in ihrem Gewissen die Schuld oder in seinem Gesicht der Triumph, sie durchschaut zu haben? Ha! ihr Blut kochte bei dem Gedanken — war sie denn wirklich schon, wofür dieser Mann, der Gemahl Nathaliens sie hielt? Waren die Geheimnisse des Herzens ihr auf die Stirne geschrieben? Kann man die Entschlüsse wahrnehmen, bevor sie reif, die Vorsätze, bevor sie gefaßt sind? Sie wußte nicht — sie, noch immer so neu in der Kunst des Lebens — daß die Welt der Außendinge nur ein Spiegel, in dem wir uns selber erblicken, und das Bild darin unsere eigene Schöpfung ist. Sie schreckte vor diesem Bilde zurück, das ihr fremd schien, und sie fing an, den Mann zu hassen, der es ihr gezeigt hatte. Zugleich gedachte sie noch einmal ihrer Freundin, halb in Mitleid und halb in heimlicher Freude, daß sie, die einst von ihr kindisch Beneidete, wol auch nicht glücklicher sein möge als sie selber, und eines Tages wol auch schuldig werden könne!

Mit diesem Gedanken, nicht mehr zaghaft und scheu

wie vorher, nein, fest, sicher, fast übermüthig — nicht heiter, aber mit einem Anflug von Ausgelassenheit legte sie ihren Arm in den Arm des Chevaliers, als die große Glocke des Schlosses sich hören ließ und der Haushofmeister in der Thür des Saales erschien, um den Herrschaften zu sagen, daß die Tafel bereit sei.

Drittes Capitel.

Danaë.

Es war nun später Abend geworden, ein Abend, kühl für diese Jahreszeit, aber voll von dem Geruche der Stauden und Blumen, welche am liebsten bei Nacht duften, des Hollunders, der Ahornblüthe, des Jasmin, und golden vom Vollmond, welcher groß und klar durch das Blau des Firmamentes schwebte. Der See schimmerte und glühte wie eine Scheibe edlen Metalles, hier grünlich und silbern, wo die Baumgruppen im Mondlicht ihre Farben mit den seinigen mischten, hier blau und golden vom Reflex des Himmels, hier tief beschattet von den Formen und Gegenständen des Ufers, hier strahlend von Glanz und Wiederschein, hüpfend von Licht, sich kräuselnd in lauter kleinen Wellen, ein solch' wechselvolles Spiel von Hell und Dunkel, daß man die Uebergänge desselben nicht blos zu sehen, sondern fast auch zu hören meinte.

Aber es war still. Still und unbeweglich lag der Mondenschein auf der weiten Rasenfläche bis zum See, und hinter dem See lag der Schatten.

Dieser Schatten bewegte sich. Dann und wann aus seiner dichten, dunkelblauen Masse löste sich ein kleiner

Theil desselben, der nicht mit ihr zusammenhing, der eine besondere Form und eigene Gestalt hatte.

Man hätte sagen können, daß es ein Stück Schatten gewesen sei, beseelt vom Windeshauch, der ungesehen und kaum hörbar durch das Dunkel wandelt; oder ein Geist, der, um sichtbar zu werden, sich in die Substanz der Nacht gekleidet habe. Aber es war eine menschliche Gestalt, die verschleierte Form eines Weibes.

Dieser Schatten im Schatten stand zuweilen still, zuweilen ging er hin und her, vortretend bis dicht an die Grenze, welche der Mondenschein zog. Hier, als fürchte sie, daß das Licht ihr Geheimniß verrathe, wandte die Gestalt sich wieder in das Dunkel zurück.

„Er kommt nicht. Er bricht sein Wort. Ich wußte, daß er es nicht halten würde. Männer halten kein Wort. Männer sind treulos. Treu sein können nur die Frauen — treu in der Liebe, treuer im Haß."

Es giebt Vorgänge in unserer Seele, wo die tiefinnersten Gedanken zu sprechen beginnen. Die Lippen rühren sich kaum. Der Geist, einzig mit sich selber beschäftigt, redet nur mit sich selber. Halbe Worte, abgerissene Silben, unverständlich, mysteriös für die Außenwelt, sind die Laute dieser Sprache. So sprechen wir zuweilen im Schlafe. So sprach die Gestalt im Schatten.

„Er kommt nicht. Er ist treulos und die Nacht verrinnt. Die Minuten werden zu Stunden, die Stunden werden zu Ewigkeiten. Die Zeit tritt über ihre Ufer."

Sie schritt vor, fast über die Grenze hinaus, wo sie aufgehört haben würde, eine Gestalt im Schatten zu sein. Dann hielt sie an sich, hinausblickend in den milden Glanz und die silberne Feuchtigkeit der Mondnacht.

Im Hintergrund auf der Höhe des Parkes sah sie die Terrasse, die Treppen, die Mauern des Schlosses, dämmerig, wie aus Duft geformt, wo der Schatten lag, magisch, wie aus Strahlen gebaut, wo das Licht wirkte. Zauberisch für das Auge gruppirten sich die Massen, aus allen Uebergängen der Dunkelheit, bis zum durchsichtigen Nebel aneinandergereiht; die Farben, welche durch die einzige Scala von Blau und Gelb in tausend Nüancen, Reflexen und Zusammensetzungen spielten, um Thürme, düster, schwer und rund, um Dächer, breit und hell, jeder Stein ein blitzender Spiegel, um Erker mit scharfgeschnittenen Profilen, hier grell beleuchtet, dort tief beschattet, um Winkel voll greifbarer Finsterniß, um Ecken und Spitzen, wie kleine Felsen und Klippen in einem Lichtmeer, triefend von seinen abtropfenden Wellen, um Fenster, welche starr und kalt unter den Mauern saßen, wie todte Augen, die sich nicht mehr schließen, um Fenster, grünlich schillernd im Mondenglanz, halb träumerisch, halb unheimlich, nixenhaft, wie die Augen junger Schwärmerinnen, um Fenster, warm und glühend von Candelaberlicht wie die Augen der Liebe, welche im Genusse schwelgt . . . .

In ängstlicher Spannung lauschte die Gestalt auf ein Zeichen des Lebens, einen Ton, einen Laut vom Schlosse. Aber sie vernahm nichts. Die Entfernung war zu weit. Die Erscheinungen geben unseren Augen ihre seltsamen Räthsel auf, aber die erklärenden Stimmen, die Stimme der Lust, die Stimme der Klage, wo bleiben sie? Wohin trägt sie der Wind? . . . Alles war still; still wie die Nacht, still wie der Mond.

Kaum daß zuweilen das Wasser an den Ufersaum schlug. Zuweilen brach und knisterte es in den Aesten, oder die Spitze eines Zweiges tippte in den See, oder ein fallendes Blatt berührte seine Fläche, jene Lichtkreise ziehend, die man zu hören meint. Zuweilen trippelte es fern über den Rasen, leicht, luftig, wie Feentritte, kaum den Thau wegwischend, der perlenartig, blau und schimmernd auf den Gräsern saß — es waren die Rehe, die aus dem dunklen Dickicht kamen, an den Waldrand, auf die Wiese, um die Feuchtigkeit und Frische der Nacht zu schnuppern, um den Geruch der Blumen zu haben, und neugierig eine Weile, mit ihren feinen Köpfchen, mit gespitzten Ohren und klugen Augen hinauszulauschen in die Welt, welche der Mensch bewohnt, stets zur Umkehr und Flucht bereit in das heimatliche Element des Forstes, der sie vor den Menschen schützt.

Nicht weit von ihr, von der Gestalt, die im Schatten stand, führte eine Brücke über den See. Wie eine Linie glänzte sie, vom vollen Mondenschein umrändert, auf dem Blau der Nacht. Indem sie sich dieser Brücke näherte, war ihr doch, als unterscheide sie in der weiten und ununterbrochenen Helligkeit, welche zwischen dem See und dem Schloß auf dem Rasen lag, etwas, das auch einen Schatten warf, etwas, das sich auch bewegte.

„Sollte er diesen Weg gewählt haben?“ flüsterte die Gestalt im Schatten, welche klopfenden Herzens hinüberblickte nach der Gestalt im Licht. „Unsere Verabredung war anders. Er wollte den Weg durch den Eichengang nehmen und nicht den Weg über die Wiese. Aber einerlei — er kommt, er hält Wort.“

Sie hatte sich nicht getäuscht. Es war die Gestalt eines Mannes, welcher über die mondhelle Wiese wandelte; er blieb zuweilen stehen, wandte sich nach dem Schloß um, lauschte scheinbar umher, nahm dann den Weg wieder auf und schritt langsam dem See zu.

„Wie langsam er geht!" rief die Gestalt, welche noch im Dunkel stand. „Als ob er nicht wüßte, daß Frauen pünktlich sind im Einhalten verabredeter Stunden — als ob er nur einen Augenblick zweifeln könnte, daß ich vor ihm am bestimmten Orte eingetroffen sei — als ob es nicht immer die Männer wären, die auf sich warten lassen."

Mit diesen Worten, mehr gedacht als gesprochen, wollte die Harrende eben über die Grenze treten, welche das Reich des Schattens vom Reiche des Lichtes trennte, als die andere Gestalt am See und an der Brücke angekommen war. Da, mit einem unterdrückten Schrei, mit dem Ruf des Entsetzens, im Lautwerden erstickt, wich sie zurück, tief in das Dunkel, tiefer, immer tiefer sich in den Schatten begrabend, den die hohen Bäume und die dichten Gesträuche warfen.

Es war ein Mann, der langsam die Stufen der Brücke hinanschritt — aber ein anderer, als den sie erwartet hatte.

Es war ein junger Mann von zierlichen und graziösen Formen, schlank gewachsen und mittlerer Höhe. Von seinen Schultern hing nachlässig ein Mantel herab und ein breiter Filzhut beschattete seine Stirne.

Er nahm den Hut ab. Voll beschien nun der Mond sein jugendliches Gesicht, klar, in fast marmorner Vollendung die Linien desselben ausprägend, das starke Vor=

haupt, die edelgeformte Nase, die leicht aufgeworfene Lippe, welche zugleich das Zeichen ist von Kraft und Verlangen. Er lehnte sich an das durchsichtige Geländer der Brücke. Umflossen vom Silber des Mondes, von nichts getragen, als einer silbernen Linie, schien er zu schweben über dem Wasser und im blauen Aether — die wahre Idealfigur eines Jünglings, den die Götter und die Weiber lieben.

Kein Zug war derjenigen entgangen, welche im Dunkel lauschte. Fest geklammert hatte sie sich an einen Baum, fest hineingewühlt ihre Hand in das Zweiggewirr. Ihre Kniee zitterten und in ihr das Herz tobte, von den Furien geschürt, von keiner sanfteren Leidenschaft.

„Das ist der nicht, den ich zu sehen hoffte. Das ist der nicht, der zu mir kommt. Das ist der Prinz . . .“ sprach in ihr das Herz, in den Accenten höchster Erregung.

Gierig mit den Augen, wie ein Opfer, das man sich erkoren, folgte sie jeder seiner Bewegungen, als ob sie dieselben mit der geheimen Magie ihres Auges umstricken möchte. Sie sog seinen Anblick in sich, wie ein süßes Gift, unbesorgt um das eigene Verderben.

„Dies wäre die Stunde,“ rief es in ihr, mit jubelndem Hohne, „dies wäre die Stunde zur Rache! Was hindert dich, ihm diesen Dolch in's Herz zu stoßen, den er dir spielend einst gegeben . . . was hindert dich, ihn zu tödten, da du ihn nicht mehr lieben darfst? Mord! . . . Was ist Mord, was ist Sünde, wenn es keine Strafe mehr gibt? Besser der Tod, als das Leben, das nichts ist als eine Pein, ein Vorwurf, ein düsteres Verlodern, ein qualvolles Sterben. Besser sterben mit einemmal für ihn — mit ihm — und dort ist das Wasser, das Alles

bedeckt und Alles verbirgt und Alles zum Schweigen bringt, den Haß, die Liebe, die Schmach und das Verbrechen."

Sie war halb bewußtlos an dem Baum zusammengesunken. Der Dolch, den sie aus dem Gürtel gezogen, entglitt ihren Fingern, ein zierliches Ding mit vergoldetem Griff und einigen edlen Steinen, ein Spielzeug, kein Mordinstrument, ein Theaterdolch. Aber die Zweige hatten geknistert und der Baum hatte sich mächtig gerührt. Was konnte das sein in der stillen regungslosen Mondennacht? Der Prinz sah verwundert, ein wenig erschreckt, ein wenig aufgebracht nach der Stelle, deren wahres Geheimniß ihm tiefer Schatten verdeckte.

Jetzt sah sie sein Gesicht, voll und gespannt ihr zugekehrt — ihr, von deren Dasein er nichts ahnte, nichts wußte, ach! — Nichts wissen durfte. Jetzt sah sie etwas, wie ein banges und ängstliches Vermuthen, um seine offenen und edlen Züge vibriren — um diese Züge, welche damals noch von einer männlichen Leidenschaft verschönt waren — mehr als den Prinzen und den einst Geliebten sah sie nun, wie er dastand, allein, ihr zugewandt, mit dem vollen Ausdruck menschlicher Schwäche und menschlicher Bedürftigkeit, nur den Menschen in ihm, welcher Mitleid haben mußte mit dem Schmerz, den er selber verursacht, und der, um eine Ertrinkende zu retten, die er geliebt, nicht anders könne, als die Hand ausstrecken . . .

„Noch ist es möglich," sprach in ihr das Herz in jener trügerischen Stimme, die mit unseren Wünschen buhlt. „Ein Schritt trägt dich zu ihm, ein Wort offenbart ihm, wie Unsägliches du um ihn gelitten. Er weiß

es nicht, er hat dich nie gehört. Böse Menschen, vielleicht Jener selbst, der Jahrelang vergeblich um dich geworben, haben es verhindert, daß er dich sehen, dich hören solle. So wandelbar kann die Liebe nicht sein. Der Mund, der dir einst geschworen, die Hand, die einst voll Zärtlichkeit für dich war, das Herz, das stürmisch einst gegen das deine pochte, sie können dich nicht gänzlich verleugnet und verrathen haben. Und dann sprichst du ihm von dem Kinde — sagst ihm, wie es die Händchen ausstreckt, ihn zu suchen, wie es lächelt und weint und nach ihm verlangt ..."

Die Beklagenswerthe, deren Pulse heftiger fieberten von Secunde zu Secunde, hatte sich mühsam emporgerafft. Wie eine Genesende, die den Gebrauch der ihr angeborenen Fähigkeiten erst langsam und eine nach der andern wieder gewinnen muß, fühlte sie sich, wie eine schwer Träumende, die das Ziel, das sie vor sich sieht, nicht erreichen, oder die von einer schwindelnden Höhe herabstürzt, und sich nicht halten kann. Abermals raschelte es in dem Laub und in den Zweigen, abermals wandte der Prinz sich um, mit bewegterem Gesicht als zuvor, und fast hörbar rief sie: „Hin zu ihm!"

In diesem Augenblicke aber fühlte sie sich von hinten festgehalten. Es war der Griff einer starken Männerfaust — es war kein Traum, wie vorher, es war keine Fieberphantasie, es war die Wirklichkeit.

„Um Gotteswillen, Mary, was thust Du?" rief es ihr in einer tiefen und bestimmten, aber gedämpften Stimme zu. „Du wirst mich und Dich verderben. Ich fürchte, Du bist wahnsinnig!"

Ohne daß ihr Zeit zum Besinnen und zur Antwort gelassen worden, fühlte sie sich unwiderstehlich zurückgezogen, getragen, eine sichere und feste Hand preßte ihr den Mund zusammen, daß sie kaum athmen konnte, und erst nach einigen Minuten, weit im Forste, der den Park von Studley Hall umgürtet, unter dem Dunkel der Bäume, welche kaum ein Strahl des Mondes durchirrte, ward sie wieder zu Boden gesetzt und freigegeben.

„Ha, das ist Dein Werk, Tarleton!" schrie sie. „Hier sind wir allein, hier darf ich wieder reden! Verräther! Du bist es, der mich von ihm gerissen. Du bist es, der ein schnödes Spiel mit mir gespielt, der mich verkauft hat, um Deiner eigenen hoffnungslosen Wünsche willen!"

„Armes Weib," sagte Tarleton traurig, indem er die Hand, welche ihr vorhin Gewalt angethan, sanft auf ihre Schulter legte. „Wie schlecht Du die Männer kennst. Glaubst Du, daß eine Liebe, welche zerrissen ist, sich wieder zusammenknüpfen lasse, wie ein Band? Glaubst Du, daß eine Leidenschaft, welche kalt geworden, sich wieder anfachen lasse, wie ein Haufe Kohlen? O, Mary — es gibt nichts Grausameres als ein Herz, welches den Gegenstand, den es einst geliebt, nicht mehr kennt. Aber es hieße nur statt der Gleichgiltigkeit die Verachtung herausfordern, wollte man versuchen das wiederzugewinnen, was, einmal verloren, nie mehr zu gewinnen ist."

„Gieß Wasser in's Feuer, aber kein Oel, kaltblütiger Philosoph, aus dem der Eigennutz spricht ..."

„Dich blendet der Wahn, Unselige! Wär' ich kaltblütig! Wär' ich ein Philosoph und eigennützig! Aber sag' mir, ist der ein Egoist, aus dem die Liebe nicht blos einen Thoren, aus dem sie einen Verbrecher machen konnte?

Wir spielen ein hohes Spiel, Mary — mein Einsatz war die Ehre und ... ich hab' sie verloren! Aber hier ist der Preis, den du von mir verlangt hast — hier ist der Ring!"

Und bei diesen Worten zog er den Ring hervor, dessen er sich am Nachmittage bei der Cour im großen Saale von Studley Hall durch eine geschickte Benützung des Zufalls und heimlich bemächtigt hatte. Der einzige Mondenstrahl, welcher durch das Eichendunkel drang, fing sich im Rubin und ließ ihn an der Fingerspitze des Mannes zittern, wie einen Blutstropfen.

„Nimm ihn," sagte er, „nimm den Ring — er brennt in meiner Hand, als ob er glühend wäre."

„Was soll er mir?" entgegnete sie geringschätzig. „Was soll mir die elende Waffe der Verleumdung und der Hinterlist, da Du mir die besten Waffen der muthigen That entwunden hast?"

„Was hättest Du thun wollen? — um Gott, sprich, Mary — was hättest Du thun wollen?" rief in bangem Vorgefühl einer schrecklichen Kunde der Mann.

„Ich hätte sein Herz und seine Liebe mir wieder gewonnen, oder ich hätt' ihn ermordet und wär' ihm gefolgt!" sagte Mary, dumpf mit einem Tone, der eisig kalt und bleiern auf die Seele Tarleton's fiel. Dann jäh aufzuckend, wie eine Flamme vor dem Erlöschen, rief sie: „Aber noch ist es Zeit — laß mich — fort mit den Händen, die keinen Theil an mir haben, fort mit Deiner Faust, die ich zerbrechen will, wie sprödes Glas."

Doch sie hatte sich erschöpft. Müde zuletzt wie ein gejagtes Wild, das dem Pfeil erlegen, sank sie hin auf den bemoosten Hügel unter den Eichen, und die mitleidige

Dämmerung des Waldes und der kummervolle Blick des Mannes, der sie liebte, bedeckten sie.

Der Prinz indessen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Geräusch, welches ihn beunruhigt hatte, nichts gewesen, als vielleicht ein brechender Ast oder ein Thier des Waldes, das durch den Busch geschlüpft, war zur Brücke zurückgekehrt, das Auge gegen die Wiese gerichtet, ob er nicht das Nahen Derjenigen, die er erwartete, unterscheiden könne. Die Leidenschaft in ihm steigerte sich von Minute zu Minute durch die Aufregung des Wartens; und seine Phantasie malte ihm Bilder vor, welche sein Blut in Fieberhitze versetzten.

Endlich schallten zehn Glockenschläge herüber aus dem alten ehrwürdigen Thurme von Studley Hall, langsam und dumpf verhallend in der blauen Mondenferne, einer nach dem andern, wie zehn gewaltige Mahnungen des Schicksals, das in der Dämmerung wohnt.

Endlich vernahm er Schritte — leise, unsichere Schritte, wie das Wandeln der Schuld, die den Boden fürchtet, den sie tritt. Endlich vernahm er das Rauschen eines Gewandes — unheimlich und doch so heiß begehrt, wie das Rauschen eines Vorhangs, der ein verderbliches Geheimniß bedeckt . . . Endlich sah er das Weiß eines Schleiers, welches schimmernd und blitzend von den Strahlen des Mondes durchwoben, eine Frauengestalt umfloß, wie eine jener Priesterinnen, welche sündigen mußten, um den Göttern zu gefallen. Endlich fühlte er ihre Nähe in jenem seelischen Bann und Zauber, der den Athem hemmt und die Pulse für eine Weile stocken läßt, und endlich, berauscht von dem warmen Frühlingsgeruch, welchen die noch unberührte Jugend ausströmt, fing er sie in seinen

Armen auf und suchte, zum erstenmal, ihre bebenden Lippen mit dem Worte, mit dem Hauche, mit dem Kusse: „Grace!“

Sie wehrte ihn sanft ab. Aber es war das in ihrer Abwehr, was den Wunsch feuriger und den Vorsatz kühner macht.

„Mein Prinz,“ sagte sie, aber das Beben ihrer Stimme, welches ihre Worte im Lautwerden erstickte, war es, was ihm den Muth gab, Alles zu wagen.

„Geliebte, so darf ich Dir endlich sagen, daß ich Dein bin, und endlich, unbelauscht, Dir von den Lippen das Geständniß küssen, das sie sich auszusprechen sträuben!“

„Halt ein, Prinz ... George ...“ sprach sie, sich mühsam aus seiner Umarmung losringend, „es steht zu viel noch zwischen uns ... ich darf dich nicht anhören.“

Halb widerstrebend, halb willenlos war sie dem Prinzen über die Brücke, in den Schatten und zu dem Bosquet gefolgt, wo die Sommerrose duftete und die Geisblattstaude flüsterte vom Athemzug des Windes, jenem Aeolsharfenklang der schlummernden Natur — jedes Blatt eine Zunge, jedes Säuseln ein Ton im feierlichen Hymnus der Nacht. Nun war die Welt still und leer und ausgestorben, nur zwei Herzen noch pochten in ihr, und kein Lauscher war da, außer den Rehen, die am Walde standen, und kein Licht war da, außer dem des Mondes.

Grace hatte sich auf eine Bank im Bosquet niedergelassen. „Ich kann nicht Dein sein,“ sagte sie, den Prinzen abwehrend, „Du weißt, was mich bindet — schaff' es fort, dieses Hinderniß, mache mich frei, erobere mich ... vernichte meine Schmach und meine Fessel ...“

Da lief ein Rascheln durch die Zweige, als ob Jemand komme, Jemand, der keinen Körper habe, und ein Murmeln lief durch die Nacht, als ob jedes Blatt lebendig würde, und in jener Sprache, die nur dem Schuldbewußtsein verständlich ist, rief es: „Du hast es gewollt!"

Schaudernd fuhr Grace zusammen. Ein heftiger Schmerz, fühlbar, nicht eingebildet, ging durch ihr Herz. Unwillkürlich preßte sie die Hand darauf.

„Ha!" rief sie ... „Was war das?"

„Der Wind, nichts als der Nachtwind, beruhige Dich! Hier ist der Tempel unserer Liebe, hier laß mich schwören, Grace, hier nimm mich an zum Diener Deiner Schönheit, Deines Willens. Bald wird die letzte That gethan und Du wirst mein sein für immer!"

Wieder ging eine Bewegung durch das Gebüsch. Grace fühlte sich wie von unsichtbaren Händen berührt. Sie bebte zusammen.

„Prinz," rief sie schaudernd ... „Geisterhände!"

„Rosen, Grace, nichts als Rosen," sagte der Prinz. „Sie neigen sich huldigend herab von ihrem Strauch, um Deine königliche Stirne zu berühren. Ja, königlich — Geliebte! Sieh, die Kronen dreier Reiche liegen Dir zu Füßen ... beuge Dich nieder, heb' sie vom Boden auf!"

Auf's Neue lief ein Geräusch, eine Erschütterung durch den Busch. Kalt und eisig fiel es ihr auf die glühende Stirn und den Nacken.

„Prinz," rief sie, aufschreckend ... „Geisterthränen!"

„Thautropfen, Grace, nur Thautropfen, welche die Nacht, trunken von Seligkeit, berauscht von Wonne, auf

Dich niedersprengt — jeder Tropfen eine Perle, jede Perle ein Tribut der Zukunft, wo Perlen in Deinen Locken schimmern sollen, Perlen im Diadem für Dein Haupt, Geliebte!"

Aber der Prinz selber konnte nicht ganz ruhig bleiben, wie sehr er sich auch bemühte, die zitternde Geliebte zu beruhigen. Denn das Geräusch im Busch wurde stärker, es nahm die Formen an, die bestimmten Umrisse des Klanges, welche der Wind, der nur in Rosen wühlt, nicht haben kann. Es waren Fußtritte, es war ein Ringen, wie von Zweien, deren Einer den Andern zu halten strebt, es waren Seufzer, die sich mühsam losrissen, es war ein Stöhnen der Wuth, der Verzweiflung, der Ohnmacht und Hilflosigkeit . . .

„Prinz," rief Grace jählings aufspringend, zitternd, schwankend . . . „Geisterstimmen!"

„Die Rehe sind es, Geliebte, die in den Wald zurückkehren. Hörst Du, wie sie trippeln, wie das Gras knistert, wie die Zweige rauschen? Hörst Du, wie ihr verliebter Ruf die Nacht und den Wald durchhallt? Hörst Du, wie sie sacht in die Lagerstätte schlüpfen, wo auf duftender Matte das Liebchen treulich wartet? . . ."

Aber plötzlich . . . das war nicht der Tritt dieser Kinder des Waldes, das war nicht ihr Ruf . . . das war eine Menschenstimme, eine Frauenstimme, welche, grell durch das Schweigen schneidend, laut aus dem Dunkel rief:

„Der Gott im Feuerkleid,
Apoll der goldene, ein armer Schäfer,
Der um Liebe girrt . . ."

„Geister, Geister!“ schrie Grace, fortstürzend aus dem Bosquet, über die Brücke, über die Wiese dem Schlosse zu, kaum daß der Prinz ihr folgen konnte — der Prinz, ängstlich besorgt um die Fliehende, knirschend vor Zorn über die unwillkommene Störung, schäumend vor Wuth . . .

Denn er kannte diese Geister! Er hatte die Stimme erkannt und er hatte sich auch des Verses erinnert, den er einst im „Wintermärchen“ vernommen, als er noch Florizel war.

„Perdita!“ rief er . . . „ja Perdita soll sie sein . . . eine Verlorene!“ Dann verschwanden beide Schatten über die mondhelle Wiese, und die Rehe, aufgeschreckt durch die Flucht der Beiden, jagten in den Wald zurück . . .

Und wie eine Rasende trat nun Mary Robinson, aus dem Gebüsch dringend, in das Bosquet, das der Prinz und Grace verlassen.

„Du hast es vollführt, Unglückselige,“ rief der Major Tarleton, ihr folgend. „Dich riß der Wahnsinn hin und uns Beide wird er in's Verderben reißen!“

„Jubelnd laß uns dann zusammen untergehen, mein Freund — jubelnd, daß wir das Werk der Rache vollführt. Aber nicht eher — das schwört Dir Mary Robinson auf diesen Ring — auf diesen Rubin . . . nicht eher . . . was nachher kommt, sei es der Tod oder das Leben . . . es sei willkommen. Aber dann gehör' ich Dir — Dir, mein Freund!“

„Und welches Werk der Hölle gedenkst Du mit diesem Ring auszuführen, der unter Deiner Hand sich in einen Schlangenring zu verwandeln scheint? . . .“

„Symbol der Ewigkeit! die Zeit rollt sich in einen Knäuel ... nur die Götter wissen, wie er sich entwirren wird, aber ich will ihr Werkzeug sein. Frag' mich nicht um die Zukunft — nur dieser Ring könnte Dir Antwort geben ... aber Du siehst, er ist stumm!"

„Stumm wie die Zukunft, Mary, stumm wie das Grab. Mir schaudert, Mary ... Aber schau' dort vom Schlosse her die Lichter — die Fackeln, welche sich bewegen ... sie wandern durch das Mondlicht ... über die Wiese ... sie nähern sich ..."

„Sei unbesorgt, sie sollen uns nicht finden ... Du hast mir Deine Seele gegeben, Du bist mein ... wir werden uns wiedersehen."

Mit diesen Worten und einem höhnischen Lachen brach sie durch's Gebüsch und war verschwunden, während Tarleton auf einem Umwege den Fackeln entging.

Durch das Schloß, wie ein Lauffeuer, verbreitete sich die Nachricht, daß ein Mordversuch auf Se. königliche Hoheit den Prinzen von Wales gemacht worden sei. Die ausgesandten Fackelträger fanden zwar keine Spur des Verbrechers mehr, aber sie fanden an der bezeichneten Stelle einen Dolch.

Den brachten sie dem Prinzen und der Prinz erkannte ihn.

„Perdita," rief er noch einmal ... „ja, Perdita soll sie sein ... eine Verlorene!"

Viertes Capitel.

Becky's Lied.

Getrieben von den Geistern, die ihr wildes Regiment in unserem Innern führen, kam Grace in das Schloß und unbemerkt von den Bewohnern, welche die eben empfangene Nachricht in Unruhe versetzt hatte, endlich in ihre Zimmer.

Es war eine Reihe von Zimmern, durch deren Fenster das Mondenlicht strömte, den Schatten der Kreuze, der Bögen, der Sculpturen und der Epheublätter auf den Teppich und einen Theil der Wände malend. Am Ende derselben, in dem Schlafgemach, hatte Becky ein hübsches Feuer gemacht, denn die Nacht war kühl und feucht. Mit jenem traulichen Schein, welcher Wärme und Behagen andeutet, brannte das Feuer im Kamin, knisternd, prasselnd, und das viereckige Gesicht der guten Becky voll beleuchtend, welche, mit beiden Armen auf beiden Knien, sich den besten Platz vor den Kamin ausgesucht hatte und mit ihren schwarzen Augen unverwandt in die glimmenden Kohlen starrte. Das war eine Scene der Wirklichkeit, ein Bild des Friedens, ein Anblick, welcher Lady Elliott mitten in ihrer hastigen und besinnungslosen Flucht auf=

hielt. Sie blieb an der Schwelle stehen, gebannt von der häuslichen Bescheidenheit und dem beschränkten Glück dieses kleinen Idylls — immer den Kamin und das Feuer und Becky betrachtend, Becky, welche mit beiden Armen auf den Knieen in die Gluth starrte und dazu summte und sang, jenen Ammengesang, der uns, wenn wir ihn in späteren Jahren wieder vernehmen, wie ein Echo klingt von Stimmen, die verhallt, wie eine Melodie, gleich der des Windes, wie ein Abschiedsaccord von der Grenze, welche dieses Leben von der Ewigkeit trennt, aus der wir gekommen. Und es war eine traurige Melodie, die sie kannte, die sie oft genug von Becky gehört hatte in ihrer Kindheit, in Montfleuri, in Edinburgh, noch an jenem letzten Nachmittag, wo diese Melodie sie aus dem Zimmer und den verhängnißvollen Weg, die Treppen hinabgeführt hatte, und die hier in der Ferne klang, wie eine Melodie der Klage und des Heimwehs nach den braunen Mooren und dem Haidekraut der schottischen Hügel; und es war das Lied von dem schönen Haus von Airly und von der treuen Lady Margaret, die es hütete und bewachte für ihren Lord, der ausgezogen war mit dem Prinzen Charlie. Und da kam der große Argyle und drohte das Schloß zu zerstören, wenn sie ihn nicht küssen wollte.

„Komm' herab, komm' herab, Lady Margaret," er sprach,
„Komm' herab und küsse mich zärtlich
Oder vor des Morgens klarem Tageslicht
Will ich lassen keinen Stein steh'n in Airly."

„Ich will Dich nicht küssen, großer Argyle,
Ich will Dich nicht küssen so zärtlich,
Ich will Dich nicht küssen, großer Argyle,
Und blieb auch kein Stein steh'n in Airly.

Er nahm sie wol um die Mitte so schmal
Und o! sie schrie bang und schmerzlich,
Und er brachte sie nieder zu jener grünen Bank,
Bis geplündert das schöne Haus von Airly.

„Wär' mein guter Lord zu Hause gewesen,
Und wär' er nicht aus mit Charlie,
Da hätte kein Campbell im ganzen West
Geplündert das schöne Haus von Airly!"

Mitten in ihrem Summen und Singen, welches von dem Knistern und Brechen der brennenden Kohle begleitet wurde, wie von einer unsichtbaren Musik, hielt Becky plötzlich inne. Sie hatte etwas im anstoßenden Zimmer vernommen, ein Geräusch, oder einen Seufzer. Sie wandte sich um. Sie sah in der Mitte des anstoßenden Zimmers ihre Herrin stehen, bleich, zitternd, bang und verstört — in ihren weißen Schleiern, an denen hie und da ein Mondenstrahl hängen geblieben, wie eine Sommernachtselfe, die sich verlaufen hat und nicht zurückfinden kann. Sie sprang auf von ihrem Schemelchen, auf dem sie gesessen, sie lief zu ihrer Herrin, faßte sie bei der Hand und zog sie mit sich in das Schlafgemach.

„O Du heiliger Andreas!" rief sie, „was ist Euch geschehen, meine liebe Lady, Ihr seht ja so bleich aus, wie der Mond, und Eure Hand ist so kalt, wie das Eis . . ."

Lady Elliott sagte nichts. Ihr dunkles Auge, welches voll Schrecken war, irrte suchend durch das Gemach.

„O meine süße Lady, Ihr sagt ja kein Wort! O Du heiliger Andreas, was ist das mit meiner Herrin! Und Euer schöner Schleier ist ganz naß und euer schönes Gesicht sieht ganz bang aus und Ihr bebt am ganzen

Leibe und — o, was ist mit meiner schönen Lady geschehen ... o, mein süßes Kind, was hat man Dir gethan?"

„Ich will mich an's Feuer setzen," sagte Lady Elliott zuletzt, mit einer tonlosen schwankenden Stimme, als ob ihre Seele selber vor Kälte zittere.

„Ja, meine süße Lady, das ist ein guter Platz. Da wollen wir dieses Ruhebett an den Kamin schieben, und da wollen wir diesen Plaid ausbreiten — o dieser gute Plaid, der die schönen Farben hat von unserm guten Clan... und da wollen wir diese Schaufel Kohlen in das Feuer werfen, und da wollen wir noch einmal recht in das Feuer hineinstoßen, daß es platzt und kracht, und das ist ein gutes Feuer! O nun wollen wir uns auf das Ruhebett legen, daß uns die volle Flamme ins Gesicht scheint . . . so, meine süße Lady, hier ist ein guter Platz."

Geschäftig zwischen diesen Worten, welche nichts waren als das laute Denken ihres einfältigen, treuen und aufgeregten Herzens, hatte sie das Ruhebett von braunem Sammet an den Kamin geschoben, das Feuer geschürt, die Decke gebracht, und nachdem Lady Elliott sich niedergelassen, ihr den Schleier abgenommen, welcher vom Nebel tropfte, und die Schuhe ausgezogen, welche feucht waren vom Thau.

„So," sagte sie, zufrieden mit ihrer Mühe, indem sie den feinen, rosig schimmernden Fuß ihrer Herrin zwischen den Händen hielt und mehr als einmal küßte, „jetzt wollen wir auch dieses warme Mützchen aufsetzen, und jetzt wollen wir es uns ganz bequem machen."

Sie bettete ihre schöne bleiche Herrin auf den Divan von braunem Sammet, und sie redete mit ihr und beschäftigte sich mit ihr, wie sie einst mit dem Kinde gethan,

welches oft genug naß und durchfroren und verwildert aus den Wiesen und Gärten von Montfleuri hereingestürmt war. In solchen Momenten, wo sie ihrer bedurfte, wurde Lady Elliott ihr immer wieder das Kind, über welchem das Auge einer Mutter niemals gewacht hatte, und welches immer nur ihrer Sorgfalt anvertraut gewesen war. Und Lady Elliott that es wohl, sich willenlos den Händen dieser Dienerin hinzugeben, deren Liebe für sie stets so treu und uneigennützig gewesen.

Langsam erwarmte sie wieder. Denn ein heftiger Frost hatte sie geschüttelt, und trotz der Julinacht und der Rosen war ihr die Seele wie erstarrt gewesen. Langsam erholte sie sich und kehrte zum Leben zurück. Ueber ihre Gestalt, welche sich wohlig ausgestreckt hatte auf den weichen Kissen und in der Nähe des Kamins, spielte der Widerschein des Feuers, eine sanfte Gluth, die schöne Farbe der Jugend hinhauchend auf die Stirn und eben noch kalten Wangen. Dieses Gefühl der Wärme, welches das Leben ist, wanderte durch die Adern, und das Klopfen der Pulse wurde ruhig, ebenmäßig. Die Füße waren mit dem bunten Plaid bedeckt, welcher halb noch über den Sammet und das dunkle Holz auf den perlgrauen Teppich niederhing, und das weiße Untergewand, welches den lieblichen Formen sich nachgiebig anschloß, ward von der benachbarten Flamme beleuchtet. Um den Kopf, der auf das braune Polster zurückgesunken war, schmiegte sich ein weißes Häubchen von weicher Wolle, aus welchem das kastanienbraune Haar, von einem Gluthstrahl durchflochten, halb hervorquoll; und über dem Kopf ruhte die kleine Hand mit den schmalen Fingern, der schlanke, voll gerundete Arm, halb entblößt, unter dem verschobenen

Gewand im Schatten, noch schimmernd von jenem Dufte des Lebens, der dem Marmor versagt, und mit jenen wundersamen Uebergangslinien, deren Rundung vielleicht, deren Schönheit aber niemals ein Künstler nachahmen könnte. Denn Schönheit ist das Leben, die Seele, der Geist, das was sich nicht aussprechen, nicht wiedergeben, nur genießen läßt durch den Blick, die Empfindung, den Gedanken. Etwas Sattes war in dieser Erscheinung, wie sie dahingestreckt lag, auf dunklen Kissen umzuckt von der lebendigen Flamme; etwas Müdes, Schlafbefangenes, Traumhaftes, etwas Aetherisches, Schwebendes — und ringsum war Alles dämmerig, halbdunkel von den braunseidenen Vorhängen, welche niedergelassen waren, von den braunsammetnen Sesseln und Polstern, deren Umrisse in einem von Oben kommenden schwachen Ampellicht fast verschwammen, von dem Dunkelbraun der Oelgemälde an den Wänden, deren starke Masse und kräftiges Colorit ausgewischt schienen von der weichen Hand der Dämmerung und des Schweigens. Alles war still, bis auf den Kamin und Becky. Becky war selten ganz still. Irgend ein Wort, einen Ton, einen Laut, irgend etwas, wie ein Gemurmel, mußte sie zuletzt für sich behalten. Aber ihre Herrin hatte sich an ihre Geschwätzigkeit gewöhnt. Sie war ihr nicht unbequemer, als das Tick-tack der Wanduhr. So wenig als diese erwartete Becky eine Antwort. Jetzt war sie mit der Bereitung des Thees beschäftigt. Das geschah nicht ohne mannigfache Anreden an die krystallene Theebüchse, an die Tassen vom feinsten Sèvresporcelan, an die silbernen Teller, an die goldenen Löffel. Zuletzt hing sie auch den Wasserkessel, mit der Ermahnung: „ein guter Kessel zu sein“, über das Feuer, in den Kamin.

Und der Kessel that allmälig seine Arbeit; das Wasser fing langsam an zu sieden.

„Meine liebe Lady," rief Becky, „Ihr müßt nie wieder so spät und allein in die Wiesen und die Nachtluft und den Mondschein gehen. Das ist nicht gut, aber die jungen Damen von Montfleuri wollen nicht hören, bis es zu spät ist. Und das sagt Meister Drouet gleichfalls."

„Meister Drouet?" fragte Lady Elliott, die bis jetzt ganz anderen Gedanken gefolgt war, als denen der guten Becky. „Wer ist Meister Drouet?"

„Was!" rief Becky, sich von dem Kessel abwendend, über den sie sich mit großer Theilnahme gebeugt hatte; „Meister Drouet! Wißt Ihr denn nicht, beste Lady, wer Meister Drouet ist? Habt Ihr den Bedienten von Fräulein Nathalie von Bourguignon . . . jetzt Madame von St. Malo, vergessen? Ich habe ihn gleich wiedererkannt . . ."

„Der alte Diener Nathaliens?" warf Lady Elliott ein.

„Alt?" entgegnete Becky, die Arme kokett genug für ihre Figur in die Seite stemmend. „Nun, nun, er ist noch gar nicht so alt, dieser Meister Drouet . . . ich wette, sein Haar unter der Perrücke ist noch ganz braun, und ich wette, er würde noch einen ganz guten Ehemann machen, und ich wette, er ist gar kein so übler Mann"

„Aber wie kommst Du denn in aller Welt so plötzlich auf den Bedienten Nathaliens zu sprechen?" fragte Lady Elliott, gleichgiltig genug. Denn die seltsamen Ideen-Verbindungen ihrer Dienerin hatten nichts Ueberraschendes für sie.

„Er ist ja mit dem Gemahl seiner Dame, mit dem gnädigen Herrn Chevalier von St. Malo hierher gekommen

nach Studley Hall, liebe Lady. Und, o! wie habe ich mich gefreut den Meister Drouet wiederzusehen, und er hat sich auch so gefreut ... aber doch ist er nicht mehr der Mann, der er war zu der Zeit von Montfleuri. Er ist nicht halb so lustig mehr."

„Was könnte ihm fehlen?" fragte Lady Elliott, deren Interesse für den Meister Drouet doch immer nur ein sehr beschränktes gewesen, nicht halb so groß, als Becky voraussetzen mochte. Denn nicht nur vornehme Damen, zuweilen auch ihre Kammermädchen verfallen in den Fehler, vorauszusetzen, daß dasjenige, was sie interessirt, alle Welt interessiren müsse.

„O liebe Lady," sagte Becky, indem sie ihre Stimme auf ein vertrauliches Geflüster dämpfte und sich ihrer Herrin näherte, „er hat einen großen Kummer ..."

„Doch nicht Liebeskummer?" spottete Lady Elliott.

„Und wenn das wäre?" fiel Becky rasch ein, fast beleidigt in der Seele ihres Freundes in Plüsch und Puder. „Ist er nicht ein stattlicher Mann, der sich auch einmal verlieben dürfte? ... Aber nein, liebe Lady, das Unheil und die Gefahren, die seiner Herrin drohen ..."

Das war ein Wort, das Lady Elliott traf. „Was?" unterbrach sie die Redende, „was sagtest Du?"

„Ja, meine liebe Lady," fuhr Becky fort, „das ist es allein, was ihm Herzleid macht. Er hätte ja sonst nicht nöthig, sich Gedanken in den Kopf zu setzen. Denn seht, er ist ein Mann, der alle Tage seine Frau findet, wenn er will, und, sagt er, er habe sich genug zurückgelegt, um zu jeder Stunde den Dienst verlassen zu können ... Aber das ist es gerade, was er nicht will. Denn, sagt er, es gingen seltsame Dinge in dem Hause vor ..."

Immer gespannter hatte Lady Elliott gelauscht, sich aufrichtend von ihrem Lager, beinah ohne ihren Willen.

„Becky," rief sie mit dem düstern Auge, in welchem sich die Gluth des Kamins spiegelte, „was hat Dir Drouet darüber gesagt?"

„Ach, nichts Gutes, liebe Lady ..." erwiderte Becky, welche die Veränderung in dem Wesen und den Mienen ihrer Herrin kaum zu bemerken schien, da sich ihre Aufmerksamkeit eben so sehr dem Kessel zuwandte, in welchem das Wasser schon laut zu rumoren begann. „Er hat gesagt, daß er von Anfang an keine Freude gehabt habe an der Vermählung seiner Dame mit dem Chevalier — daß er dem Chevalier nicht traue und fest überzeugt sei, daß derselbe mitschuldig sei an dem Unglück des jungen Lahaye von Bourguignon, seines leiblichen Schwagers, dieser unerhörten Sünde, von der ganz Paris wisse — daß das Fräulein auch nur gezwungen worden sei, ihm die Hand zu geben, daß man ihr von einer gewissen Seite gefährliche Schlingen lege, und daß ..."

In diesem Momente, wo das Auge, die Aufmerksamkeit, die ganze Seele ihrer Herrin an Becky's Munde hing, als wollte sie jedes Wort im Entstehen schon auffangen, brach Becky plötzlich ab. Denn der Deckel des Kessels auf dem Kamin hob sich und das Wasser zischte siedend in die Kohlen.

„Was hast Du?" rief Lady Elliott.

„Beste Lady," entgegnete Becky, welche schon den Kessel vom Feuer gehoben hatte, „das Wasser kocht und ich will Thee machen."

„Ich will keinen Thee, ich will die Nachrichten,"

rief Lady Elliott aufspringend, riß ihr den Kessel aus der Hand und schleuderte ihn weit fort in das Zimmer, daß das dampfende Wasser über den Teppich spritzte.

„Um Gottes ewiger Güte und Barmherzigkeit willen! ... Um des heiligen Andreas von Schottland und aller Heiligen willen!“ rief Becky, indem sie beide Hände ineinanderschlug, ... „was ist Euch, meine Lady ... so hab' ich Euch noch nie gesehen ...“

„Erzähle mir, was Drouet gesagt .....“

„O wenn ich gewußt hätte, daß es solche Folgen für Euch hätte haben sollen, so würde ich seinen Namen niemals über meine Lippen gebracht haben .....“

„Was sagte Drouet? .....“

„O meine Lady, beruhigt Euch .... o, was hab' ich gethan ..... o mein heiligster Andreas, was hab' ich gesagt .....“ Sie war ganz wirr geworden vor Schrecken, und unter lautem Weinen sank sie vor Lady Elliott auf die Kniee.

„Steh' auf und rede!“ herrschte Lady Elliott sie an.

Noch niemals in ihrem Leben hatte Lady Elliott so mit ihrer Dienerin gesprochen. Aber sie war auch noch niemals so im innersten Grunde ihres Herzens aufgeregt gewesen.

Becky erhob sich. Immer noch schluchzend, sprach sie: „Drouet glaubt, daß man seinen Herrn nur von Paris entfernt habe, weil ..... weil .....“

„Weil ..... Becky ..... weil .....“

„Der Herzog von Orleans .....“

„Der Herzog von Orleans .....“

„Mit Frau von St. Malo lieber ... allein sein wollte ... und ...“

„Und, Becky ....."

„Und man habe ihn selber, sagt Drouet, mitgeschickt, weil man zu fürchten scheine, daß er der Einzige sei, der eine Ahnung von dem Verhältniß ....."

„Von dem Verhältniß, Becky ..... Sagtest Du nicht, von dem Verhältniß .....?"

„Ja, und weil er Gewißheit haben wollte und gar keine Ruhe finden konnte, sagte Drouet, darum habe er sich an diesem Abend, als die Gesellschaft noch im Speisesaal verweilt, in den Flügel des Schlosses begeben, in welchem der Prinz wohnt, und das Zimmer sei leer gewesen, und er habe sich hineingeschlichen, und Gott möge es ihm verzeihen, wenn er zum Schurken geworden, aber er habe nicht anders gekonnt, und wenn es ihm auch den Hals kosten solle — und da habe er den ersten Diebstahl in seinem Leben begangen ....."

„Was war's, Becky, was er genommen?" unterbrach sie Lady Elliott mit flammenden Augen und fast hörbar wogendem Busen ....

„Den Brief, den der Chevalier überbrachte .... Den Brief des Herzogs von Orleans an den Prinzen von Wales .... hier ist er!"

Bei diesen Worten griff Becky in eine Tasche ihres Kleides und brachte einen umfangreichen Brief zum Vorschein, an welchem noch das große Siegel des Herzogs von Orleans schimmerte.

Lady Elliott streckte die Hand danach aus, als wolle sie den Brief der Dienerin entreißen. Aber ihre Finger zitterten, ihre Hand bebte, ihr Arm sank.

„Drouet hat mir gesagt," fuhr Becky fort, „daß er den Brief nicht gelesen habe, weil er sich nicht in fremde

Geheimnisse drängen wolle, und ich hab' ihn nicht gelesen, weil ich Gott sei Dank nicht lesen kann. Geheimnisse, hat er gesagt, seien wie Schwerter, und sie kehrten sich gegen diejenigen, die sie sich widerrechtlich angeeignet. Aber Lady Elliott, so sagte er, ist die Jugendfreundin meiner Herrin. Sie soll den Brief lesen ..... sie soll mir sagen, ob meine Furcht gerecht sei oder nicht — sie soll mich beruhigen oder meine Herrin retten."

„Und so lange," brauste Lady Elliott auf, „konntest Du diesen Brief bei Dir tragen, ohne ihn mir einzuhändigen .... ja, ohne nur einmal davon zu sprechen? ..."

„O meine süße Lady," flehte Becky ... Ihr sahet so krank aus, als Ihr hereinkamet — ich fürchtete ..... ich vergaß Euretwillen ...."

„Du hattest Recht," sagte Lady Elliott, sich rasch fassend und eine Miene der Ruhe heuchelnd, damit Becky nicht argwöhnisch werde. „Aber Du siehst, ich bin jetzt wieder hergestellt, und ich muß dem Meister Drouet für seine Treue gegen Nathalie und für sein Vertrauen gegen mich danken. Also gieb mir den Brief."

Becky that, wie ihr geheißen. Jetzt war der Brief in Lady Elliott's Händen und ein Gefühl unsäglichen Bangens und Verlangens überkam sie; ihr war, als ob eine geheimnißvolle Macht die Zukunft mit diesem Brief in die Hand gelegt habe, sei's zum Guten oder zum Bösen .....

Einen Augenblick schien sie sich zu besinnen, dann nahm sie das Schreiben, öffnete es und las in der eigenhändigen Schrift des Herzogs von Orleans Folgendes:

Paris, in Unserem Palais Royal ꝛc. ....

„Mein theurer Vetter — Sie würden mich verbinden, wenn Sie den Ueberbringer dieses Schreibens gnädig empfangen und durch den Glanz und die Abwechslung Ihres jungen Hofes für eine Weile vergessen machen wollten, daß wir in Paris alt werden und nur noch ein tristes Leben führen — Dank Unsrer königlichen Cousine, welche wirklich nur noch die Schäferin vom Trianon ist. Zwar sind auch Schäferspiele recht interessant in ihrer Art; jedoch, so flüstert man, soll Unsre Cousine schon bedauert haben, daß so gar keine Wölfe in ihrer Hürde seien. Hoffen wir, daß die Vorsehung, oder was immer die Rolle des Fatums in diesen bukolischen Unterhaltungen übernommen, wenigstens für die nothwendigen Schäfer gesorgt habe.

Man sagt, daß ein gewisser Herr aus Schweden nicht blos auf dem umgitterten Theater von Versailles den Damon macht. Denn er ist von gutem Wuchs und tanzt sehr schön. Gott Amor regiert jetzt, und unser Jupiter — ist ein Schlosser! Die Tulerien stehen leer und unser armes Palais Royal ist abgeschnitten von jedem Strahl der königlichen Gnadensonne. Wir langweilen uns, und unsere großen Damen werden Freimaurerinnen. Jeder sucht Zerstreuung auf seine Weise — und kurz, mein lieber Vetter, ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie, die vertrauliche Mission meines Adjutanten benützend, mich über Alles unterrichten wollten, was Sie, die Opposition, die Whigs und die nordamerikanischen Verhältnisse betrifft, welche sich jetzt auf eine für die Freiheit und unsere gemeinsamen Principien günstige Weise gestalten werden.

x Ludwig XVI.

Amerika wird frei, wird eine Republik, und mein Adjutant wird der Erste sein, der den braven Bürgern, den nachahmungswürdigen Patrioten Glück wünscht zu dem Abschluß eines Krieges, den sie gegen Ihr Vaterland, mein lieber Vetter, aber nicht gegen Ihre Grundsätze geführt haben. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Chevalier sich kürzlich vermählt hat, mit einer Dame, deren Jugend, Anmuth und pikante Erscheinung schildern zu wollen, nichts heißen würde, als dieselben verringern, und daß der Chevalier kein ganz bequemer Mann ist. Gottlob, er besitzt Ehrgeiz genug, um eine Täuschung Anderer nicht zu scheuen, und so viel Meinung von sich selber, um eine Täuschung durch Andere nicht zu fürchten. Er geht sogleich nach dem Friedensschluß von London nach Newyork. Leben Sie wohl, lieber Vetter. Ich bitte nicht um Vorsicht, nur um Geduld

mit Ihrem

Louis Philippe.

Lady Elliott lachte laut auf; dann plötzlich ward sie ernst und sehr still.

„Geh'," sagte Lady Elliott, anscheinend sehr ruhig, „geh', Becky, und sage Deinem Meister Drouet, daß er nicht blos ein Narr sei, sondern ein sehr gefährlicher Narr obendrein. Er hat einen gewagten Streich gemacht, indem er dieses Schreiben aus dem Zimmer Sr. königlichen Hoheit entwandte. Indessen wollen wir sehen, daß ihn die bösen Folgen nicht treffen. Er hat aus Liebe zu seiner Herrin gefehlt, und darum wollen wir sorgen, daß ihm nichts geschehe. Laß mir das Blatt und geh' jetzt,

Becky; und wenn Du ihn wieder siehst, sag' ihm, daß er schweige. Wir werden keinen Gebrauch davon machen, wir werden sein Vertrauen nicht misbrauchen. Aber auch er muß schweigen. Geh', Becky, geh' ...."

Becky ging sehr ungern. Ihre Herrin hatte ein neues Wesen angenommen. Sie kannte ihre Herrin nicht mehr. An einem andern Abend hätte sie ihr vielleicht widersprochen. Heut' entfernte sie sich, ohne ein Wort zu sagen.

Aber kaum hatte sich die Thür hinter ihr geschlossen, so las Lady Elliott das herzogliche Handschreiben noch einmal, diesmal aber anders als vorher, diesmal mit Augen, welche von einer bösen Freude glänzten ....

Dann trat sie mit dem Blatt an den Kamin ... „Ich könnte sie vielleicht noch retten," sagte sie mit dumpfer Stimme, „ich könnte diesen Brief dem Chevalier geben ... aber nein!" rief sie dann mit dem Tone der Entschlossenheit, das Blatt zwischen den Händen zerknitternd .... „Nathalie ist nicht glücklicher als ich; sie soll auch nicht besser sein als ich — der Brief soll brennen!"

Nun war ihr, als hörte sie einen halberstickten Hilferuf aus weiter Ferne. „Was war das?" rief sie innehaltend. „War das nicht Nathaliens Stimme? Aber nein!" sagte sie trübe, „das kann ja nicht sein," und dann, als fürchte sie sich vor ihrer Unentschlossenheit, schleuderte sie den Brief mitten in die Gluth des Kamins hinein, und während er im Verbrennen hell aufloderte, unter seiner kurzen, aber grellen Flamme, trat aus dem Dunkel des Oelgemäldes gegenüber der Götterkönig in einer Wolke goldenen Regens und Danaë hervor ....

Dann sank der Brief in Asche und war nicht mehr. Mit einem lauten Schrei warf sich Grace auf das Bett ... Dann ward sie still, ganz still. Dann sank sie in einen Schlummer, der fast einer Ohnmacht glich — in einen Schlaf mit wilden Visionen, mit Träumen, in denen sie fortwährend Becky noch zu sehen und zu hören meinte, wie sie sang:

„Ich will Dich nicht küssen, großer Argyle,
Ich will Dich nicht küssen, so zärtlich,
Ich will Dich nicht küssen, großer Argyle,
Und blieb auch kein Stein steh'n in Airly!"

Fünftes Capitel.

Sir John beschließt, eine Reise zu machen.

Mylord Cholmondeley hatte einen Brief des Prinzen von Wales aus Studley Hall empfangen. Mylord Cholmondeley, als Oberhofmarschall Sr. Majestät des Königs, hatte nicht Gelegenheit gefunden, sich von St. James und London zu entfernen, um seinem hohen und erlauchten Freunde zu den ländlichen Belustigungen zu folgen, welche die Marquise von Hertford demselben in Studley Hall bereitet hatte. Desto gespannter hatte er den Nachrichten entgegengesehen, welche ihn mit den Neuigkeiten von dort bekannt machen sollten. Allein der Brief, den er erhalten hatte, war mehr geeignet, seine Besorgniß zu erregen, als seine Neugier, oder welches Interesse immer er an den dortigen Vorgängen nahm, zu befriedigen.

Der Prinz hatte offenbar in großer Hast und — wenn es der Respect für den distinguirten Correspondenten auszusprechen erlaubt — ziemlich undeutlich, fast unzusammenhängend geschrieben. Der Brief enthielt mehr Andeutungen, Wünsche, halbe Befehle, als Zeilen; mehr Räthsel als Worte. Es war einer jener Briefe, wie sie von hohen Personen das eine- und anderemal zur Ver-

zweiflung ihrer Vertrauten geschrieben worden sind, wenn sie wol an den Folgen, nicht aber an der Verantwortlichkeit gewisser Unternehmungen theilzunehmen wünschen. Allein soviel glaubte der Lord doch dem Schreiben zufolge mit Gewißheit annehmen zu dürfen, daß es in diesem Augenblicke in der Hauptstadt zwei Menschen gebe, einen Herrn und eine Dame, welche Sr. königlichen Hoheit unbequem wären; daß die eine derselben, die Dame, um ein gewisses Geheimniß wisse, welches dem andern, dem Herrn, nur im Nothfall mit großer Vorsicht und der Verschweigung mehrerer Einzelheiten zu eröffnen sei; daß es ferner im Wunsche Sr. königlichen Hoheit liege, sich dieses Herrn durch irgend ein Mittel der Güte, sei es Ueberredung, sei es Geld, seien es Titel, dieser Dame jedoch durch jedes Mittel, bis zur Androhung von Gewalt, zu entledigen; daß endlich dieser Herr der ehrenwerthe Sir John Elliott, Baronet von Schottland, und diese Dame Mrs. Mary Robinson, ehemalige Actrice vom Drurylane-Theater, sei.

Mylord Cholmondeley, geschulter Diplomat, der er war, wußte, daß es auch bei anderen als rein politischen Sendungen darauf ankomme, durch eine glückliche „Entrée" sich sogleich des Fadens zu bemächtigen, nicht so sehr, um sich heraus-, als um Andere hineinzubringen. Sein erster Einfall daher war ein Besuch bei seinem ehrenwerthen Freunde Sir John, und er fuhr bei demselben vor.

Es dauerte lange, nachdem der Wagen vorgefahren, bis dem Diener des edlen Lords das Haus geöffnet wurde. Es dauerte länger, nachdem das Haus geöffnet worden, bis die Meldung des edlen Lords beantwortet wurde.

Aber es dauerte am längsten, nachdem man denselben in das Vorzimmer geführt, und war wirklich zum Verwundern, wie lang es dauerte, bis sich endlich die Thür des anstoßenden Gemachs erschloß, in welcher die umfangreiche Figur und das etwas erregte Gesicht Sir John's erschienen.

„Der Oberhofmarschall Sr. Majestät!" sagte Sir John, mit einer Verbeugung, die voll Zeremonie und Form, aber ganz ohne jenen Inhalt, halb Verehrung, halb Intimität war, welcher dem bisherigen Charakter seines Verhältnisses zu dem Angeredeten besser entsprochen haben würde.

„Mein lieber und ehrenwerther Freund," erwiderte daher dieser etwas betroffen, „für Euch, sollt' ich denken, etwas mehr, oder etwas weniger, oder etwas ganz Anderes." Dabei reichte er ihm die Hand, die aber Sir John nur sehr kalt und nachläßig mit der seinigen berührte.

Sir John war an diesem Morgen wieder ganz der Cavalier, als den man ihn gern sah. Er trug den blauen Leibrock mit Messing, er trug die gemslederne Weste, eine Busenkrause, die gefälteten Manchetten, und er trug den Zopf, der ihm so trefflich stand. Er trug auch die kurzen Hosen, die hohen Strümpfe und die Schnallenschuhe — ein Zeichen, daß er sich von seinem letzten bedauerlichen Unfall erholt hatte. Er war wieder im Besitz all seiner Kräfte und im Vollgefühl seiner Würde. Nur ungewöhnlich aufgebracht schien er zu sein und vergebens bemüht, sich zu fassen. Auch hatte er etwas zwischen den Händen, offenbar unentschlossen, ob er es zeigen oder verbergen sollte. Nichtsdestoweniger, nachdem er den Gegenstand, der ihm solche Unruhe verursacht, in der Westentasche

untergebracht hatte, lud er mit einer zwar zeremoniösen, aber durchaus correcten Handbewegung, an welcher sich unter diesen Umständen nicht das Mindeste hätte tadeln lassen, den Lord zum Sitzen ein.

Der Lord, welcher eine wundervolle Gabe für die Beobachtung und eine noch wundervollere dafür besaß, seine Beobachtungen zu verstecken, ließ sich auf einen mit grünem Leder gepolsterten Lehnsessel nieder, und dann nahm auch Sir John, in gemessener Entfernung, ihm gegenüber seinen Platz ein.

„Also, Sir John, was in aller Welt mag schuld sein, daß Ihr Euren Freund empfangt, als ob er Euch zum erstenmal in Eurem Leben vor die Augen gekommen wäre?“ begann der Oberhofmarschall des Königs das abgebrochene Gespräch.

„Nun denn,“ rief Sir John auffahrend, „so wollte ich, daß mir der Oberhofmarschall und der Hof und diese Stadt in meinem ganzen Leben nicht vor die Augen gekommen wären!“ Dabei schlug er mit der geballten Faust auf die Armlehne seines Sessels. Dieses Benehmen war in der That nicht ganz etiquettemäßig und setzte den Lord immer mehr in Erstaunen. „Er weiß also schon; wie viel weiß er und wer hat es ihm verrathen?“ Dies waren die Gedanken, die Se. Excellenz beschäftigten, während er sich an den ehrenwerthen Herrn wandte.

„Was!“ rief er aus — „so spricht unser eifrigster Anhänger! Dies sind die Worte eines guten Unterthanen, eines Whig und Gentleman, der von allen Getreuen am treulichsten gestanden zu Blau und Messing . . .“

„Verdammt das Blau und verdammt das Messing!“ unterbrach ihn der immer mehr in Zorn Gerathende mit

einem Ausruf, der noch viel weniger etiquettemäßig war, als vorher der Faustschlag. „Ein Schurke will ich selber sein, wenn ich den Rock noch länger trage, der mich an den Schurken erinnert ...“

„Sir John!“ sagte Lord Cholmondeley aufstehend. „Keine Beleidigungen allerhöchster Personen in meiner Gegenwart ...“ Für sich aber dachte er: „Er weiß Alles, er weiß mehr als du! Jetzt gilt es, dich zu unterrichten, ihn zu beruhigen und dem Prinzen zu dienen. Wir sind auf dem Wege.“

Er näherte sich ihm daher wieder, und mit vertraulichem Schlag auf die breite Schulter des Baronets rief er: „Seid kein Thor, mein Freund! Gebt diesen Ton der Unterhaltung auf. Wenn Ihr mir zürnt, so sagt mir warum, nnd wenn Ihr einem Andern zürnt, so sagt mir auch warum, Ihr könnt Euch in beiden Fällen auf meinen guten Willen und meine guten Dienste verlassen.“

„Ich verwünsche die guten Dienste gleichfalls,“ murrte Sir John, „sie haben mir noch nicht viel Gutes gethan. Das sind die guten Dienste,“ setzte er hinzu, „für die man hernach bezahlen muß und mehr zuweilen, als ein ehrlicher Mann bezahlen kann. Diese guten Dienste sind die Brücken zum Bankerott.“

„Ihr sprecht eine Sprache, Sir John, die ich nicht verstehen kann,“ erwiderte der Lord. „Ich bitte Euch, sagt mir's gerade heraus, was Ihr habt, und wenn Ihr in Bildern reden wollt, so wählt solche, die nicht aus der Wechselstube genommen sind, sondern mehr in dem Gesichtskreis von Gentlemen liegen ...“

„Gentlemen, Mylord?“ unterbrach ihn Sir John verächtlich. „Es gab einst Gentlemen. Aber ich fürchte,

daß derjenige, der sich den ersten Gentleman in Europa nennen läßt, bald nicht mehr so viel als der letzte Gentleman in Großbritannien sein wird!"

„Noch einmal, Sir," sagte Lord Cholmondeley, „laßt Euch nicht zu Aeußerungen hinreißen, die ich aus Eurem Munde nicht gehört haben will. Laßt überhaupt die Anspielungen und geht auf die Sache selbst ein. Sagt mir, wer Euch beleidigt hat, und seid überzeugt, daß ich im Stande sein werde, Euch Satisfaction zu geben oder zu verschaffen, je nachdem."

„Als ob Ihr es nicht besser wüßtet, Mylord, daß es Beleidigungen giebt, welche nur ein ganz beschränkter Kopf anders annehmen würde als eine Gnade, als eine Decoration, als eine Auszeichnung — Ihr, ein Herr vom Hofe, ein Cavalier, ein Gentleman!"

„Ich verstehe diesen Unterschied nicht, Sir John. Ich kenne nur einen Codex der Ehre ..."

„Aber die Lesarten sind verschieden, Mylord. Haltet Ihr mich für einen Neuling in der Welt, Mylord? Habt Ihr vergessen, daß ich mehr als ein halbes Menschenalter Zeit gehabt, über ihre Wege nachzudenken?"

„Wir sind Altersgenossen, Sir John. Die Jahre machen mißtrauisch."

„Ich habe niemals viel vom Mißtrauen gehalten. Es kommt immer zu früh oder zu spät, und ich fürchte, daß es diesmal zu spät kommen würde."

„Wenn ich Euch nur verstände," rief Lord Cholmondeley, welcher seine angenommene Rolle vorzüglich, obgleich bis jetzt ohne sonderlichen Erfolg durchführte; „jedes Eurer Worte hat einen Widerhaken. Dieses Talent an

Euch ist mir neu. Ich habe Euch solche spitze Redensarten noch nicht führen hören."

„Das ist's freilich, daß Ihr mich für so stumpf gehalten! Es wundert mich, daß Ihr mit dem alten Tropf, der ich bin, so viel Umstände und Umwege gemacht. Ihr habt Euch recht viel Mühe mit mir gegeben, das ist wahr; aber es ist doch nur ein elender Triumph, den Ihr gefeiert, und bei meinem Leben, Ihr sollt ihn nicht genießen."

„Sir John, ich bitte mich von Allem auszunehmen, was Euch betrifft. Ich weiß nichts und verstehe nichts von dem ganzen Spiel."

„Und seid es doch gewesen, der die Karten gemischt! Wer hat mein Vertrauen, meine Freundschaft, meine Loyalität selber mißbraucht, um eine Bekanntschaft zu vermitteln und ein Verhältniß einzufädeln, das ich zerreißen werde, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin! Pfui, Mylord, das war nicht die Arbeit eines Gentleman!"

„Ihr fangt an, persönlich zu werden, Sir John . . ."

„Und warum nicht? Wer war's im Garten von Vauxhall, der einen gewissen Baron Renfrew bei Lady Elliott und mir einführte? Wer war's auf dem Balle von Carlton-House, der mich von einem gewissen Salon fernzuhalten wußte, in dem sich Lady Elliott und eine gewisse hohe Person befanden? Wer war's, der mich über die Bedeutung des Besuches von Studley Hall in einer empörenden Täuschung zu halten wußte bis zu diesem Augenblick? — Erlaubt mir nur, Mylord, daß ich persönlich werde. Ich habe die Thatsache in den Händen."

„Die Thatsachen sind falsch,“ versetzte Lord Cholmondeley mit scheinbarer Ruhe, innerlich aber frohlockend, daß es seiner Kunst gelungen, den ehrenwerthen Sir John auf das Geständniß zu bringen, dessen er zu seiner Information bedurfte.

„Die Thatsachen sind echt“ — rief Sir John auffahrend — „echt wie dieser Ring,“ und er zog aus seiner Westentasche den Ring, den er vorhin, bei Lord Cholmondeley's Eintritt, darin verborgen hatte.

„Und was soll dieser Ring beweisen?“ fragte der Lord ziemlich gleichgiltig, indem er ihn in die Hand nahm und den Rubin betrachtete, der in der Fassung desselben funkelte.

„Er soll beweisen, Mylord, daß die Gemahlin eines britischen Edelmanns ihn am Finger getragen, und daß derjenige, der ihr denselben durch List oder Gewalt oder Vorspiegelung vom Finger genommen, ein Schuft ist . . . und wär' es selbst der . . .“

„Sir John,“ fiel ihm Cholmondeley in's Wort, „man hat Euch hintergangen!“

„Man hat mich hintergangen — Ihr sagt es, Mylord. Man hat meine Ergebenheit für eine gewisse hohe Person, meine Ehrfurcht, meine Treue zu Werkzeugen gemacht, um meine arme Lady in jenes Netz zu locken, in welches schon mehr als Ein Opfer der Jugend und Unerfahrenheit gefallen ist. Aber ich werde zu Ihrer Rettung herbeieilen, nun, wo mir die Binde von den Augen gefallen, ich werde sie befreien, und wäre es auch nur auf die Gefahr hin, der Nation zu zeigen, daß derjenige, den sein erhabenes Amt zum Beschützer der briti=

schen Tugend und Ehre berufen hat, ihr schlimmster Feind sei."

„Ich fürchte, Sir John, daß Ihr auf dem besten Wege seid, der Nation nichts Anderes zu zeigen, als daß Ihr der größte Narr in England seid, und einer obendrein, der mehr riskirt, als er selber zu wissen scheint. Bedenkt, Sir John . . ."

„Ich will nichts mehr bedenken," rief Sir John, indem er von seinem Sessel aufsprang, während der Lord auf dem seinigen sich nicht einmal soviel als bewegte, „es gibt keine Rücksichten mehr für mich. Mag das Mittel mit dem Schicksal rechten, das es zu nichts Besserem bestimmte; mir ist es in die Hand gegeben, und ich werde es benützen. — Mylord, Ihr zweifelt an dem Beweise des Ringes? Es ist wahr, der Ring ist stumm. Aber was werdet Ihr noch erwidern, wenn ich Euch einen Beweis bringe, welcher reden kann?"

Mit diesen Worten näherte er sich einer von den Wänden des Zimmers und öffnete eine Tapetenthür, welche zu einem kleinen, dunklen Raum, einer Art von Schrank, führte. In dem Hintergrund desselben wurde ein lebhafter Schimmer von Gold bemerkt, das Einzige, was sich unterscheiden ließ.

„Hier ist einer von den Pagen," sagte Sir John, indem er die Thür weit offen hielt, „welcher Euch Nachricht geben kann über ein gewisses Gespräch, welches im Park von Studley Hall geführt ward zwischen Lady Elliott und . . ."

Lord Cholmondeley erhob sich von seinem Sessel. „Das war nicht ganz politisch von Euch, Sir John,"

murmelte er für sich, indem er zu dem geheimnißvollen Verschlage trat, welcher die Lösung des Räthsels und die Gewißheit seines Erfolges barg.

„O, Sir John," ließ sich nun eine weinerliche Stimme aus dem Innern dieses Verschlages hören, „o, was habt Ihr gethan? Habt Ihr nicht heilig versprochen, mich hier verborgen zu halten? Habt Ihr Euer Wort erfüllt? Ist das der Dank? O Sir John, was habt Ihr gethan, was habt Ihr gethan!"

„Komm nur heraus, mein Junge; wehre Dich nicht länger. Wer den Muth hat, seinen Herrn zu verrathen, der muß auch den Muth haben, ihn zu verachten."

Unter heftigem Widerstreben gelang es endlich dem Baronet, die in den Wandschrank versteckte Gestalt herauszuziehen, die feine Gestalt eines halberwachsenen Knaben, in der enganschließenden Pagentracht des königlichen Haushaltes, Roth mit Gold.

Das arme Wesen, so wider Willen an's Licht gebracht, bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, damit man es nicht sehen solle. Es waren schöne, volle, weiche Hände, zu schön, zu voll, zu weich für einen Knaben.

„Laß doch Dein Gesicht sehen, Kleiner," sagte Lord Cholmondeley, indem er sich lange vergeblich bemühte, eine von diesen Händen zwischen die seinigen zu pressen. Sie wehrten ihn mit einer Heftigkeit ab, die leidenschaftlich war, aber nicht knabenhaft. Auch fühlte der Lord mehr als einmal den Biß kleiner scharfer Zähne — dieser allerliebsten Waffen, welche die Vorsehung dem schwächeren Theile der Menschheit glücklicherweise mehr zum Schmuck als zum Angriff verliehen. Doch überwand der edle Lord alle diese Hindernisse und zog zuletzt seinen jugendlichen

Gegner dichter an's Fenster. Mit festem Druck hielt seine Hand die krampfhaft zitternden Hände der Knabengestalt, welche sich wand und unter gewaltsam verhaltenem Schluchzen der Ohnmacht und Wuth sich loszuringen und ihr dunkelglühendes Gesicht zu verbergen strebte. Aber umsonst. Der Lord gab seine Beute nicht frei; er hob ihren Kopf in die Höhe, er faßte nach ihrem aufgebundenen Haar, welches, von seinem geschickten Griff gelöst, sogleich in goldblonden Locken um die Schläfen glitt.

„Das ist kein Page vom Hofhalt Sr. königlichen Hoheit," sagte der Lord, „das ist Mrs. Mary Robinson, ein früheres Mitglied der Schauspielertruppe von Drurylane."

Jetzt, nachdem sie erkannt worden war, gab sich die Dame, welche den Pagen so vortrefflich gespielt, keine Mühe mehr, die Rolle fortzusetzen. Sie rang nicht mehr, sie suchte nicht mehr weder sich zu verbergen, noch freizukommen. Aufrecht stand sie da und stolz und schön, fast triumphirend in ihrer Niederlage. Voll um ihr glühendes Antlitz rollte das aufgelöste Haar auf das Carmoisin ihres Pagenrockes nieder; ihr graues Auge blitzte von einem trotzigen Ausdruck, und sichtbar unter der Weste von Silberstoff wogte der Busen der beleidigten, verschmähten, von Eifersucht und Racheburst verzehrten Frau.

„Es ist wahr, Mylord," sagte sie, „ich bin Mary Robinson, und dies ist meine letzte Genugthuung, daß Ihr mich noch nicht vergessen habt. O wir haben uns einst oftmals gesehen, wir kannten einander gut genug. O wir haben manch' eine Stunde zusammen geplaudert, gelacht, getrunken und gejubelt, Mylord Oberhofmarschall — wir und noch Einer . . . Fürchten Sie keine Indis=

cretionen, Mylord — wir behalten, Jeder von uns, seine Geheimnisse für sich ...“

„Und doch scheint es mir, Madame,“ erwiderte der Lord, „als ob das Bewahren der Geheimnisse entweder nicht in Ihrem Plan oder nicht ganz in Ihren Kräften gelegen habe ...“

„Schauspielerkünste, Mylord! Denken Sie mich zu fangen, wie diesen armseligen Tropf?“ rief sie, indem sie verächtlich lächelnd mit der Hand auf Sir John wies, der betroffen über die unerwartete Enthüllung stumm dastand. Aber dieses Wort und diese Handbewegung weckte ihn.

„Unverschämte!“ rief er, „wessen erdreistest Du Dich? In welches Gewebe von Falschheit, Betrug und Lüge hast Du mich verstrickt? Wo ist die Wahrheit? Wo ist die Schuld, wo die Unschuld, wenn die Anklagen aus einem solchen Munde gekommen?“

„Sir John,“ rief Mary Robinson mit höhnischem Lachen, „warum habt Ihr mich verrathen? Ich sage Euch, Euch soll dafür vergolten werden!“

„Es thut mir leid, schöne Lady,“ warf hier Lord Cholmondeley ein, mit einem Ton, der zugleich streng und ironisch war, „es thut mir wahrhaft leid, daß ich Ihren ferneren Bemühungen auf britischem Boden entgegentreten muß. Ich habe Ihnen den Wunsch, den Befehl Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wales ...“

„Des Prinzen von Wales?“ unterbrach ihn finster Mary Robinson. „Was ist mir der Prinz von Wales? Hab' ich nicht das Pfand in Händen, das ihn verderben kann? Hab' ich nicht ein lebendes Wesen mit seinen Zügen, um es hoch auf meinen Armen und mitten am

Tage durch die Straßen von London zu tragen und zu rufen: Seht hier, die Schande des Prinzen von Wales?!"

„Keine Drohung, schöne Lady," entgegnete mit kaltem Lächeln der Lord. „Hüten Sie sich vor Drohungen. Man würde sonst vielleicht eines Tages Ihnen dieses Pfand, mit welchem Sie drohen, aus den Händen winden müssen!"

„Mein Kind!" rief Mary Robinson blitzenden Auges — „Man wird mir mein Kind nicht rauben ..."

„Nichts davon," fuhr der Lord in seiner eisigen Ruhe fort, „man wünscht nur, daß Sie diese Stadt und dieses Land in der möglichst kurzen Frist verlassen möchten. Sie werden, Madame, sich eines Dolches erinnern, der in einem Bosquet von Studley Hall Ihrer Hand entglitten ist. Diese Andeutung wird genügen, Madame, um Ihnen den Wunsch der Allerhöchsten Person so dringend als möglich an's Herz zu legen, und Sie zugleich zu der alsbaldigen Vollführung desselben zu veranlassen, bevor ich — Madame, ich wiederhole, es thut mir wahrhaft leid — bevor ich mich gezwungen sehe, den Beistand des Gesetzes, der Polizei zu Hilfe zu nehmen."

Da flammten Mary Robinson's Augen auf. „Die Polizei!" rief sie mit bebender Stimme, „ha! so weit ist es mit mir gekommen! Mylord, sagen Sie es der Polizei und sagen Sie es Ihrem königlichen Herrn, daß Mary Robinson geht. Sie geht, aber vielleicht wird man eines Tages wieder von ihr hören. Vielleicht wird man eines Tages beklagen, daß man sie mit den Füßen von sich gestoßen ... O, Mylord, in einem Jeden von uns liegt eine Hölle, aber den macht Mary Robinson dafür verantwortlich, der sie entfesselt hat! Sie geht — aber die

Erbschaft ihres Elends, ihres Hasses und ihrer Rache läßt sie zurück — sie läßt Alles der Einen zurück, welche unglücklicher werden soll, als sie je gewesen. Seht! das Unheil hat ihre Stirn schon gezeichnet — sie ist dem Untergange geweiht . . . aber Mary Robinson wird dabeistehen, wenn der Abgrund sich öffnet und die Flammen herausschlagen. Sie geht — aber sie geht als der Dämon der Rache, den er selber vorausgesandt — wenn er ihre Sonne ist, so wird Mary Robinson ihr Schatten sein . . . jener Schatten, Mylord, der den Tag und die Sonne und die ganze Welt zuletzt begräbt . . . Armseliger Tropf! Warum hast gerade Du mich verrathen?"

Mit lautem Gelächter warf sie den Mantel um, der ihr in dem Wandverschlag entsunken war; sie strich die langen röthlich-blonden Locken, aus denen aller Puder sich verwischt hatte, hinter die Stirn und Ohren, sie setzte den Hut auf und schritt aus dem Zimmer, die beiden Männer darin zurücklassend.

An demselben Tage ging mit einem Courier ein Schreiben des Lord Oberhofmarschalls an den Prinzen nach Studley Hall. In demselben gab er Sr. königlichen Hoheit Bericht über den Erfolg seiner Schritte. Er sagte darin, daß in Bezug auf Miß M—y R—n Alles den geäußerten Wünschen gemäß von statten gehen werde. Die Dame habe sich selber durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen verrathen. Sie werde London und England noch heute verlassen. Was den ehrenwerthen Sir J—n E—t anbelange, so habe es anfänglich aller-

dings geschienen, als ob er von dem bewußten Geheimniß unterrichtet sei; aber die Entdeckung, daß jene Dame ein falsches Spiel gespielt und ihn nicht am wenigsten betrogen, habe ihn wieder schwankend gemacht. Er habe daher beschlossen, selber eine Reise nach Studley Hall zu machen. Er würde heute Abends dahin abreisen. Er sei in der günstigsten Disposition und es liege nur in der Hand desjenigen, an den dieser Brief gerichtet, ihn zu beruhigen, zu versöhnen und am Ende vielleicht auf eine bequeme Weise zu entfernen.

Sechstes Capitel.

Die Hounslow-Haide.

In heftiger Erregung hatte Mary Robinson das Haus Sir John's, ihr Haus, Cork-Street und London verlassen. Es dämmerte schon tief und finstere Wolken, die Begünstiger finsterer Entschlüsse, hingen am Himmel, als Mary Robinson's Wagen die letzten Straßen hinter sich hatte, welche zu jener Zeit, gegen Primrose Hill, die nördliche Grenze Londons bildeten. Nur hie und da kam noch ein Haus oder eine Hütte von mehr bäuerlichem als städtischem Aussehen zum Vorschein. Dann wurden die Gräben und die Hecken sichtbar, das freie Feld und die breite Landstraße, welche nordwärts führte. Es war fast ganz dunkel, als man sie erreicht hatte, und fast kein anderes Geräusch, als das, welches die Räder von Mary Robinson's Wagen und die Pferde machten, wurde gehört in der Stille des schweren düsteren Abends.

Diese nördliche Landstraße war es auch, die nach Studley Hall führte. Wollte Mary Robinson diesen Ort, der ihr so verhaßt sein mußte, noch einmal besuchen? Wollte sie den Traum oder das Gewissen der beiden

Schuldigen mit ihrer unheimlichen Erscheinung beunruhigen? Wollte sie den Drohungen trotzen und der Gefahr entgegengehen, die ihrer harrte? Sie kannte keine Furcht. Aber doch rang ihr der Stolz den Entschluß ab, den keine andere Macht der Welt von ihr erlangt haben würde. Sie fürchtete nur die Demüthigung. Diesen letzten Triumph wollte sie der siegreichen, verhaßten Nebenbuhlerin nicht gönnen. Darum entfernte sie sich aus der Stadt und dem Land, das sie liebte als den Schauplatz eines kurzen, aber glücklichen Traumes, und nicht weniger liebte, weil es der stumme Zeuge ihres hoffnungslosen Schmerzes gewesen. Denn die menschliche Seele ist dankbar für Beides; ihr Kummer und ihre Freude lassen Spuren zurück, welche den Kummer und die Freude überleben. Ein Stück unseres Selbst bleibt an dem Orte, den wir verlassen. Das ist es, wonach wir uns sehnen. Das ist die Erinnerung.

Ein gewisses Dörfchen an dieser Landstraße war von Mary Robinson zum Rendezvous mit Tarleton bestimmt worden, welcher an diesem Abend Studley Hall und den Dienst des Prinzen heimlich verlassen sollte. Dort stand der Wagen, um die Fliehenden nach der nächsten Hafenstadt zu bringen, wo man das Packetboot, das nach Frankreich ging, nehmen würde. Nach jener Hafenstadt hatte sie auch eine verläßliche Dienerin vorausgeschickt mit dem Kinde, für dessen Sicherheit in London sie zitterte. Denn eine unsägliche Angst hatte sie bei den Worten Lord Cholmondeley's ergriffen, als ob man ihr auch das Letzte entreißen könne, was sie auf Erden noch liebte. Deßwegen hatte sie es sogleich von London entfernt, um sich erst in der Nacht wieder mit ihm zu vereinen zur

Fahrt über's Meer und in die Verbannung. Das Ziel war Paris.

Die lange Einsamkeit des Weges, das nächtliche Schweigen der Landschaft, der düstere Himmel und die schweren Wolken waren nicht die beste Gesellschaft für Mary Robinson in ihrer jetzigen Stimmung. Anstatt sie zu beruhigen, nährten sie mit ihren finsteren Eindrücken das quälende Feuer, das in Mary's Seele brannte. Ein Gedanke folterte sie unabläſſig, derjenige der Ohnmacht. Weit mehr als jede Kränkung und jeden Schimpf, der ihr widerfahren, empfand sie die Unmöglichkeit, sich dafür rächen zu können. Diese Empfindung steigerte sich bei ihr zur Wuth, zur wahrhaften Raserei. Sie kam sich vor wie eine Gefangene, die sich an dem eisernen Gitter zu Tode kämpft. Zwar in den Visionen ihrer Leidenschaft hatte sie wie eine Prophetin von den kommenden Dingen gesprochen. Ihr Paroxismus hatte ihr für einen Augenblick den fürchterlichen Hintergrund der Zukunft auseinandergerissen und sie zur hellsehenden Zeugin von Ereignissen gemacht, welche noch nicht geboren waren. Der Rausch des Schmerzes hatte sie mit überirdischen Gesichten inspirirt; aber nun, in der Nüchternheit nach dem Rausche, fühlte sie doppelt die Unwirklichkeit derselben, ihre Hilflosigkeit und die Qual der Gegenwart. Was galt es ihr auch, daß einst der Tag kommen werde? Jetzt sah sie die verhaßte Nebenbuhlerin auf jener Höhe, von der sie herabgestoßen worden. Sie sah eine Bahn des Glanzes und der Herrlichkeit, welche nun vor derselben offen lag. Sie wußte wol, daß diese Bahn ihr Ende haben und zu einem Elend führen mußte, nicht geringer als dasjenige, das sie selber empfand. Aber das

war's nicht mehr, was sie beschäftigte. Ihre verdüsterte Seele kehrte immer wieder zu dem zurück, was gegenwärtig war. Es war jener kurze Glanz, jene kurze Herrlichkeit, um welche sie die Nebenbuhlerin beneidete, welche sie derselben so gern zerstört haben würde und doch nicht zerstören konnte. Deßwegen haßte sie dieselbe mit jenem ohnmächtigen Hasse, welcher seinen Gegenstand nicht zu erreichen vermag. Was half es, daß sie demselben eine zukünftige Befriedigung versprach? Glücklicherweise gehört die Zukunft nur der Hoffnung, nicht der Verzweiflung, nur der Liebe, nicht dem Hasse, nur dem Edlen, nicht dem Gemeinen. Die Zukunft ist die Bürgschaft der Unsterblichkeit.

Der Trieb, sich zu rächen, hat ein sehr natürliches Fundament, und edle Naturen nicht am wenigsten werden ihn empfinden; aber sie geben die Kränkung, das Unrecht nicht demjenigen zurück, der es ihnen zugefügt, sondern sie geben es dem Gesetz — dem Gesetz des Staates, dem Gesetz der Sitte, dem Gesetz der Religion. Sie suchen nicht die Befriedigung einer Leidenschaft, sie erwarten nur die Tilgung eines Unrechts. Ihre Persönlichkeit, hergestellt durch jenen Act der Entsagung, tritt gänzlich zurück. Sie vergeben.

Hätte Mary Robinson den Prinzen wirklich geliebt, so würde sie ihm vielleicht verziehen und diejenige vielleicht bemitleidet haben, welche sie nicht verdrängt, sondern nur ersetzt hatte. Aber von der einen Regung war in ihrer Seele so wenig als von der andern. Sie hatte nicht den Prinzen geliebt, sondern den prinzlichen Glanz, und der Verlust desselben war es, der sie zu jener blinden Wuth aufstachelte, die einer Manie glich, alle Ge-

danken und Vorstellungen immer wieder auf denselben Punkt hinführend, zu jenem dämonischen Racheburst, der Böses thun, der zerstören muß, um sich zu befriedigen. Ein Schritt weiter, und er würde den Willen, den er jetzt nur beherrschte, gänzlich vernichtet haben und zum wirklichen Wahnsinn geworden sein.

In dumpfes Brüten verloren hatte die Unglückliche schon stundenlang in ihrem Wagen gesessen, mit nichts beschäftigt, als mit ihren Gedanken, auf nichts achtend, als auf das monotone Rollen der Räder und den Hufschlag der Pferde, von nichts umgeben, als der Nacht. Immer einsamer war der Weg geworden. Keine Hütte mehr, kein Licht in noch so weiter Entfernung war zu entdecken. Die Gegend war völlig menschenleer. Hier mündete die Landstraße in die Haide von Hounslow, welche sie für eine längere Strecke durchschnitt. Das Dorf, welches zum Rendezvous bestimmt worden war, lag jenseits der Haide.

Das kümmerliche, trübe Dämmerlicht, welches auch den Nächten, vorzüglich im Sommer, eigen ist, hörte nun auf. Der Tannengeruch des Waldes, welcher hier sogleich beim Eintritt in die Haide begann, war mit der tiefen und undurchdringlichen Finsterniß verbunden, welche sein Schatten erzeugte. Kaum daß die schwarzen Spitzen der Waldwände zu beiden Seiten ihre zackigen Contouren auf das umflorte Grau des Himmels zeichneten. Nur mit großer Vorsicht und Mühe konnte hier der Wagen vorwärts kommen. Die Räder knirschten in dem Sande und die Pferde drangen nur mit Widerstreben in die Dunkelheit, welche wie eine zusammenhängende Masse vor ihnen lag. Mit offenen Nüstern schienen sie die Luft, mit

ängstlichen Tritten den Boden zu prüfen. Auf einmal wieherten sie hell auf, bäumten sich — ein greller Blitz, ein lauter Knall, ein dumpfes Echo ... ein Pistolenschuß und Stimmengemurmel aus dem Walde.

Mit starkem Ruck wollten eben die scheugemachten Pferde ausgreifen, als sie von einer unsichtbaren Hand zum Stehen gebracht wurden. Dem Kutscher waren die Zügel entsunken. „Die Räuber! Die Räuber!“ schrie er, indem er sich fester in seinen Mantel hüllte, als ob der ihn vor den Kugeln schützen sollte, die er fürchtete. Mary Robinson, aus ihrem starren Hinsinnen aufgeschreckt, neigte sich gegen die Portière ihrer Kutsche, in demselben Augenblick, wo ihr Gesicht von dem kurzen, aber scharfen Strahl einer Blendlaterne getroffen wurde. Dann hörte sie einen Pfiff, und sogleich traten einige Fackeln aus dem Walde, deren unruhige stark qualmende Flammen die nächste Umgebung mit einem dunkelrothen Lichte färbten. Dann wurde der Kutschenschlag geöffnet, der Tritt herabgelassen, und ein zierlich gebauter junger Mann mit interessanten, feinen Gesichtszügen, mit langen ungepuderten Locken um den Kopf, sonst aber durchaus in der modischen Tracht jener Zeit, die nur durch einen nachlässig umgeworfenen Mantel halb verdeckt war, erschien an der offenen Portière, in der linken Hand eine Pistole, die rechte, mit einem knappen Handschuh und Faltenmanchetten bekleidet, der Dame zum Aussteigen entgegenstreckend. Zugleich näherten sich einige andere Männer, deren Aeußeres weniger Zutrauen einflößte, dem Kutscher, rissen ihn von seinem Sitz herunter, banden ihm, nachdem sie seinen Widerstand besiegt, die Hände, verstopften ihm den Mund mit einem Tuche, damit er nicht schreien

könne, und führten ihn, sammt den Pferden, die sie ausgespannt hatten, eine Strecke in den Wald hinein.

Die Hounslow-Haide ist heute nicht mehr, was sie damals war. Heutigen Tages ist die Hounslow-Haide ein ziemlich umfangreicher Strich Landes, an einigen Stellen kahl oder mit Ginster und Erica bewachsen, an einigen Stellen sumpfig, an anderen bewaldet, durchaus spärlich bewohnt, aber eine Nachbarschaft, die der Londoner nicht fürchtet, und die er gern durchpilgert, wenn er an den Sommerabenden heimkehrt von Strawberry Hill und Hampton Court. Aber das war anders noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts. In dem damals noch dichten Walde, der zu beiden Seiten fast bis an die Landstraße reichte, verbargen sich die Straßenräuber und niemals hatten dieselben das Land ärger heimgesucht, als zu jener Zeit, wo der ostindische Goldschwindel die Nation demoralisirt und der amerikanische Krieg den Weg zu der Transportation der Verbrecher abgeschnitten hatte. Die Gefängnisse konnten die Zahl derselben nicht fassen, sie entsprangen daraus und beunruhigten das Land. Namentlich hatte sich ein großer Zirkel derselben um die Hauptstadt geschlossen, jeden Zugang derselben bewachend, jeden Wagen anhaltend, der nicht mit hinreichender Bedeckung versehen, vom Süden über Blackheath, vom Westen über Knightsbridge oder vom Norden über Hounslow Heath hereinkam. Kein Tag verging, ohne daß an einem dieser Punkte ein Raub oder ein Mord geschehen wäre; kein Blatt einer Zeitung erschien, welches nicht einen Bericht gehabt hätte von der Frevelthat oder der Hinrichtung eines Räubers. Dabei waren diese „Herren von der Landstraße" nicht einmal unpopulär, denn das Abenteuerliche hat den Engländern

immer gefallen. Der Galgen von Tyburn wurde damals nicht leer, aber die Opfer desselben wurden dem Volke Gegenstände der Bewunderung, nachdem sie aufgehört hatten, Gegenstände seines Schreckens zu sein. Diese waren die letzten von den goldenen Tagen der Räuberromantik, aber mehr als Einen Kopf, der eines besseren Zieles als des hanfenen Stranges werth gewesen, wußte sie zu berücken. Da waren viele Söhne hochachtbarer Eltern, Söhne von Geistlichen, Söhne von Adeligen, da waren selbst Offiziere und Mitglieder der fashionablen Clubs, welche, von der Modekrankheit angesteckt, sich „auf die Landstraße" begaben, wie es im Jargon jener Zeit genannt wird. Da waren selbst einige bedrückte Familienväter, welche dieses als das einträglichste Mittel ansahen, wenn alle anderen fehlgeschlagen, um ihrer Familie Brot zu schaffen. Auf die Landstraße ging auch manch ein Spieler, der sein Geld verloren, sei es in der ostindischen Speculation, sei es an den „E. O.-Tischen", bei Almacks oder im Cacao-Baum. So hatte sich ein bunter, abenteuerlicher Gürtel um die Hauptstadt gebildet, welcher ihren Romanschreibern und Melodramendichtern wol treffliche Stoffe lieferte, aber zu ihrer Sicherheit wenig beitrug. Eine solche Höhe hatte das Unwesen erreicht, daß selbst öffentliche Vergnügungsorte, wie Vauxhall, mit Reitern gegen die Räuber geschützt werden mußten, daß die Hofdamen sich nicht nach Kew zur Königin wagten und kein Mensch, selbst am hellen Tage, sich ohne Pistolen in die nächste Umgebung von London, sei es zu Pferd, sei es zu Wagen, getraut haben würde.

Von allen verrufenen Orten in der Nachbarschaft Londons aber war die Hounslow-Haide der verrufenste.

Dies war die Landstraße, die zu den reichen Städten des Nordens führte. Mehr als ein Postwagen, der mit dem Silber der Kaufleute beladen war, hatte hier Halt machen und seine Schätze herausgeben müssen. Hier war kurz nacheinander ein Minister, ein Erzbischof und ein Earl von England geplündert worden. Hier hauste nämlich der kühnste, der populärste, der fashionabelste aller damaligen Räuber, der in den Liedern, Balladen, Romanen und Dramen hochgefeierte und viel berühmte Mac Lean. Capitän Mac Lean war durch und durch ein Gentleman und befaßte sich auch nur mit Gentlemen. Die Damen jenes Jahrhunderts behaupteten, es sei ein Vergnügen, von Mac Lean ausgeplündert zu werden. Es war ein Schuft, keine Frage, aber ein eleganter, waghalsiger Schuft, dessen Gesicht wol bekannt war in den aristokratischen Quartieren des Londoner Westends.

Ein Unglück hatte ihn aus seinem Club auf die Straße geworfen — ein Unglück im Spiel. Ein Gentleman von irischer Abstammung, hatte er sein ererbtes Vermögen und ein großes Gut verspielt, welches lange in seiner Familie gewesen war. Eines Abends im Club der „Maccaroni" hatte er fünftausend Pfund auf einen Wurf gesetzt. Der Wurf gewann, aber die Würfel waren falsch. Sein Gegner warf ihm den Würfelbecher ins Gesicht und rief: „Mac Lean, Sie sind ein Betrüger." — „Es ist wahr," sagte Mac Lean, „aber ich liebe nicht, daß man es mir sage." Darauf zog Mac Lean ein Pistol und erschoß ihn. Dann entfloh er und war verschwunden — aber nur aus dem Club, nicht einmal ganz aus der Stadt. Denn selbst dann, als schon ein Preis von 1000 Pfd. auf seinen Kopf gesetzt worden war, hatte er seine Woh=

nung in St. James-Street, dem Palaste gegenüber, noch nicht aufgegeben. Auch sonst war er den Gewohnheiten seines Clubs treu geblieben, welcher, von einigen aus Italien heimgekehrten Modeherren der damaligen Generation gegründet, seinen Namen von dem Lieblingsgericht der Italiener ableitete. Den Maccaroni und dem Parmesan, sowie einigen anderen Neigungen seiner ehemaligen Clubgenossen, den Bildern, der Oper, dem Schauspiele hatte er zwar entsagen müssen; aber doch noch auf der Flucht vor dem Gesetz und mitten in den Wäldern bezeichneten die langen, freilich etwas in Unordnung gekommenen Locken, die Manchetten, zerdrückt wie sie waren, und ein zerbrochenes Lorgnon, das ergebene Mitglied der „Maccaroni."

Dieses war der junge Mann, welcher, von dem düster-röthlichen Fackelschein umzuckt, Nachts auf der Haide von Hounslow vor Mary Robinson's Wagen stand und ihr in der zuvorkommendsten Weise die Hand bot, um sie beim Aussteigen zu unterstützen.

„Madame," sagte er, in dem reinsten und besten Englisch, ganz mit dem Accent der distinguirten Gesellschaft, „unter allen anderen Umständen würde mir es vielleicht unangenehm gewesen sein, die Reise einer Dame zu unterbrechen; aber ich wünsche mir diesmal Glück zu meinem Mangel an Galanterie, da er mir Gelegenheit gegeben hat, Mrs. Mary Robinson zu bewillkommnen!" Dabei berührte er den Handschuh der Dame mit den Lippen.

„Was?" rief Mary Robinson, welche widerstandslos, fast ohne Willen, der Einladung gefolgt und den Wagen verlassen hatte, gleichgiltig gegen das Aergste, was sie

hätte betreffen können. „Was?“ rief sie, durch den Klang ihres Namens aus der Apathie geweckt — „Sie kennen mich?“

„Es würde ein schlechtes Zeugniß für meinen Geschmack, Madame, und ein noch schlechteres für meine Freundschaft sein, wenn ich vergessen haben sollte, wie oft ich Mary Robinson bewunderte, ehe sie von dem Podium des Drurylane-Theaters in die Prinzenloge emporgestiegen.“

Diese Anspielung, wie ein Klang aus vergangenen Tagen, der ihre süße Täuschung noch einmal weckt, hatte etwas Schmeichelhaftes und Gewinnendes für Mary Robinson's krankes Herz. Sie schlug ihr großes düsteres Auge auf und sah den Mann an, der die Monotonie ihrer Reise und die Trostlosigkeit ihrer Gedanken auf eine so unerwartete Weise unterbrochen hatte. Dieser aber, in einem begeisterten Tone fuhr fort:

„Wie oft hab' ich den stolz oder zärtlich liebenden Damen applaudirt, die sie in der Tragödie spielte, und ihren feinen, neckischen Nymphen in der Komödie! Nein! niemals werde ich den Abend vergessen, wo ich Mary Robinson als die Original-Amanda im „trip to Scarborough“ gesehen ...“

„Mac Lean!“ rief nun Mary Robinson in lebhafter Erregung; denn auch ihr war Mac Lean nicht unbekannt.

Von allen Theatern Londons war das Drurylane-Theater der Lieblingsplatz der „Maccaroni“ und von allen Schauspielerinnen desselben Mrs. Mary Robinson immer ihr enfant gaté gewesen. Schon damals, als sie mit ihrem Mann noch im Schuldgefängniß gesessen, waren ihr von alten Herzögen und jungen Citykaufleuten unaufhörlich Anträge gemacht worden, sie daraus zu befreien. Aber sie widerstand; und als sie die Bühne be-

treten hatte, gab sich eine allgemeine Verehrung für sie kund, welche vielleicht in dem Maße kaum eine andere englische Schauspielerin jemals erfahren hat. Ihr vorgestellt zu werden, sie hinter dem Vorhang im „Green=Room" zu sprechen, war daher eine Gunst, um welche sich Niemand eifriger beworben, als die Maccaroni, und das Ereigniß, welches sie ihren Besuchen und ihrem Applaudissement entzog, war ein Grund mehr für das Interesse, welches sie ihr unverändert bewahrten.

So standen sich in der Nacht und auf der Haide gegenüber diese beiden gefallenen Sterne der Mode, diese beiden Ausgestoßenen, diese beiden Verbannten, deren Bahnen sich einst gekreuzt hatten auf den Höhen der Gesellschaft, und die sich nun auf einmal außerhalb derselben wiederfanden, ebensosehr ihre Opfer, als ihre Märtyrer.

„Ich darf mich nicht undankbar zeigen gegen den Zufall, der Sie zu mir in mein Gebiet führte, Madame," sagte Mac Lean, indem er der Dame seinen Arm reichte. „Plaudern wir eine Weile, während ich Befehl gebe, daß man Ihren Wagen wieder in Bereitschaft setze. Nehmen Sie für einen Augenblick meinen Schutz und meine Gastfreundschaft an. Seien Sie noch einmal die Königin und gönnen Sie mir, ihr Ritter zu sein. Kommen Sie, folgen Sie mir in den Wald!"

Mac Lean führte seine schöne Beute zunächst über einen Graben, der die Landstraße vom Walde trennte, und dann durch eine Lichtung desselben einem Tannendickicht zu, welches von allen Seiten fest verwachsen und unzugänglich schien. Voran gingen die Männer mit den Fackeln, deren starke Flammen gleichsam ein Stück aus der ringsum herrschenden Finsterniß herausschnitten, indem

sie Baumstämme, Laub, Gesträuch und Moosboden mit ihrem röthlichen Licht anglühten. Das düster Phantastische, der tolle Humor dieser Scenerie bewirkten einen sehr eigenthümlichen, aber nicht unnatürlichen Umschlag in Mary Robinson's Stimmung. Ihre Vorstellung erfüllte sich mit den seltsamsten Bildern. Ihr war fast, als ob sie wieder auf dem Theater stände, in der Rolle irgend eines finstern Dramas, dessen Ende Blut und Verwüstung sei. Sie hatte den Boden wieder berührt, der ihren Füßen die Sicherheit und ihrer Seele die Stärke zurückgab. Der Dämon in ihr war wieder wach geworden.

„Mein Freund," sagte sie mit lautem Lachen, „uns fehlen nur die Soffiten und die Zuschauer. Was würde Mr. Sheridan darum geben, eine solche Scene, eine solche Coulisse und solche Schauspieler dafür zu haben! Ich versichere Sie, das Glück der Novität wäre für zweihundert Nächte sicher."

„Mein Ehrgeiz, Madame," erwiderte Mac Lean, „ist ein größeres Publikum, als selbst unser altes Drurylane fassen könnte, geräumig wie es ist. „Was, Madame? Sollten wir nur für die Habitués, die Clubs und das Westend spielen? Ich habe eine vortheilhaftere Meinung von meinem Talent. Ich denke, meinem Abgang soll ein Auditorium applaudiren, für welches alle Theater Londons zusammen nicht ausreichend wären!"

„Sie reden schon von dem Fallen der Gardine, Mac Lean. Sind wir denn schon im fünften Act? Ich hoffe, wir sind noch nicht so weit. Wir halten noch nicht an der Katastrophe."

„Katastrophe, Madame ... Der Zufall ist die Katastrophe, im Spiel und im Leben. Der Wind, der mir

die Fackel ausbläst, der Schuß, der mir versagt, der Schurke, der mich verräth: das ist die Katastrophe. Und dann, Madame: wir dürfen im Interesse des Stückes, in welchem wir beschäftigt sind, nicht wünschen, daß die Katastrophe sich ungebührlich verzögere. Wir dürfen das Publikum nicht langweilen. Sie wissen, der Schluß entscheidet über den Erfolg."

„Was hindert uns, interessante Scenen einzulegen? O mein Freund, Sie kennen doch das Publikum erst halb. Die schlechtesten Wendungen sind nicht zu schlecht für seinen Geschmack, wenn sie nur unerwartet kommen. Das Publikum will unterhalten sein. Der Ausgang muß seine feinsten Berechnungen täuschen. Ach, mein Freund, man kann dem Publikum nur imponiren, wenn man es für ganz so erbärmlich hält, als es in der That ist; man erringt die Bewunderung der Welt nicht anders, als wenn man sie verachtet."

„Wie schade, Madame, daß meine Kerle so rauh und roh sind! daß sie nichts von Aesthetik verstehen! daß sie niemals aus Princip, sondern immer nur aus Instinct die Kutschen anfallen, die Reisenden plündern und ihnen zuweilen die Gurgel abschneiden. Auf, Gesindel! Lumpengesindel! Wein her! Und mehr Licht! Wir haben einen Gast heute!"

Mac Lean hatte seine Freundin vom Theater durch einen Einschnitt im Tannendickicht zu einem engen, aber freien und verborgenen Platz im Innern desselben geführt. Im Gestrüpp umher lagerten schlafende Männer, welche der Zuruf Mac Lean's erst wecken mußte. Langsam erhoben sie sich hie und da.

„Wein her! Und mehr Licht! Habt Ihr vom Galgen

geträumt und könnt meine Stimme nicht mehr von der Stimme des Teufels unterscheiden, der Euch bald genug holen wird? Auf, Gesindel! Hand an's Werk!"

Unter Murren und Gähnen zündeten die Männer eine Anzahl von Fackeln an den Flammen derjenigen an, welche den beiden Ankommenden vorangeleuchtet hatten durch den dunklen Wald. Mit ihrem zugespitzten Ende wurden sie hierauf in den Boden gestoßen und beleuchteten nun den freien Platz hell genug. Von oben deckte sich in mäßiger Höhe das Dach der Tannen darüber und die emporschlagende Gluth der Fackeln färbte dasselbe zuweilen dunkelroth, zuweilen, wenn der Qualm zu stark ward, erschien es in seinem natürlichen Dunkelgrün. Es war ein unruhiges Licht und eine wilde Scene von hin- und herschwebenden Schatten. Mac Lean führte seine Dame zu einer Rasenbank zwischen zwei von den Flammen. Aus einem Versteck in der Tannenwand, welche als Vorrathskammer diente, war ein Korb mit Champagnerflaschen herausgeschleppt worden.

„Schlagt ihnen den Kopf ab!" rief Mac Lean, und sogleich zischte der Schaum von einigen geöffneten Flaschen über die zersplitterten Hälse derselben, über ihren breiten Rumpf und über die braunen Fäuste der Männer, welche sie hielten.

„Macht das große Pulverhorn leer!" rief der Anführer weiter. Dann, sich wieder an Mrs. Robinson wendend, sagte er: „Im Walde giebt es keine Gläser, Madame, wir müssen uns behelfen, so gut es geht, und Pulvergeschmack gehört zum Handwerk."

Dann goß er den brausendeu Inhalt aus einer der zerbrochenen Flaschen in das Pulverhorn, randvoll und

über den Rand fort, reichte es mit einer respektvollen Verneigung der Dame und sagte: „Der erste Toast gehört Ihnen!“

Mrs. Robinson setzte den grauenvollen Becher an die Lippen; sie leerte ihn mit der Seele, er goß seine schreckliche Nahrung in das Feuer, das in ihr tobte. Ihr Blut kochte wilder und vor ihren Augen schien sich Alles zu verwirren. Sie trank bis auf die Neige. Dann in einer Art von Verzückung hielt sie das Horn empor — einer Bacchantin ähnlich, das große graue Auge funkelnd, das röthliche Haar halbgelöst, flammend von dem Fackelschein, zerzaust von den tausend kleinen Armen der Bäume, mit grünen Ranken und Blättern darin, welche der Wald um ihre Schläfen geworfen hatte. Und der mit Roth untermischte Qualm der Fackeln warf einen Mantel von düsterer Gluth um ihre ganze Gestalt.

„Und wem gilt der zweite Toast?“ rief sie mit jubelnder Stimme, indem sie das Horn dem Capitän hinreichte, um es für sich zu füllen.

„Ich trinke,“ sagte Mac Lean, „auf denjenigen, der — elend und verstoßen, wie wir auch sind — doch immer noch unser Stolz und unsere Freude ist, so oft wir an ihn denken; auf denjenigen, der das Muster der Jugend und die Hoffnung von Großbritannien ist — auf ihn, den Gentleman und Cavalier, dem, wo immer Engländer beisammen sind, und wär's auch im Walde bei den Räubern, lange noch ein Wort, ein Vivat, ein Trunk gehören soll . . . auf Se. königliche Hoheit, den Prinzen von Wales!“

Wie ein Blitzstrahl schlug diese Rede Mac Lean's in die Seele Mary Robinson's. Aber heftig, wie von Wein

und Aufregung und wilder Leidenschaft das Blut auch in ihr kochte, wußte sie sich doch äußerlich zu fassen, und während Mac Lean das Horn an die Lippen gesetzt hatte und den Wein bis zum letzten Tropfen daraus trank, rief sie laut: „Es lebe George der Prächtige, George der Unvergleichliche!“

Dann aber, wie von einer plötzlichen Inspiration ergriffen, faßte sie Mac Lean's Arm und führte ihn etwas abseits zu dem Gebüsche, halblaut und unverständlich vor sich hinflüsternd. „Es steht noch etwas zwischen ... Ich kann nicht Dein sein? ... war's nicht so? ... Mache mich frei ... ja, ja, Du sollst die Freiheit haben, aber Du sollst sie theuer bezahlen ... vernichte meine Schmach und meine Fesseln ... wolan! Aber die Welt soll ihn und Du sollst Dich für schuldig halten! ...“ Dann wandte sie sich wieder an Mac Lean und sprach in gedämpftem, aber stark markirten Tone: „Mac Lean, wäret Ihr der Mann, etwas für den Prinzen zu thun? Etwas, was Euch seiner Gnade empfehlen, seiner Huld versichern müßte?“

„Madame,“ unterbrach sie der Angeredete.

„Etwas,“ fuhr Mary Robinson fort, „was den Prinzen zu Eurem Schuldner, zu Eurem Freunde, zu Eurem Beschützer machen würde?“

„Und wenn es meinen Kopf kostete, ich würde es thun, dankbar für die Gelegenheit, dem feinsten Herrn in England und Europa meine Huldigung dargebracht, meine Dienste geleistet zu haben.“

„Aber Schweigen, Mac Lean!“

„Als ob Mary Robinson mir das zu sagen brauchte!“

„So hört denn.“ Und sie legte den schönen, vollen

Arm um den Nacken des Räubers, und indem sie sich dicht an ihn lehnte, so dicht, daß er ihr Herz pochen und ihren Busen wogen hörte, flüsterte sie ihm drei oder vier Sätze in's Ohr.

„Ha, ha, ha,“ rief Mac Lean lachend, „ist es nichts als das? Das ist nicht viel, um sich das Wohlwollen eines Prinzen zu verdienen. Das war der Bitte kaum werth. Aber es soll gethan werden, Mißtreß Robinson, es soll gethan werden. Verlaßt Euch darauf.“

Jetzt ließen sich plötzlich Tritte vernehmen im raschelnden Laub, außerhalb des Tannendickichts, eilige Tritte, wie die eines Mannes auf der Flucht. Mary Robinson, noch auf den Räuber gelehnt, zuckte zusammen. Dieser setzte ein Pfeifchen an den Mund und gab einen kurzen, aber schrellen Pfiff, der sogleich von außen in derselben Weise erwidert wurde.

„Fürchten Sie nichts, Madame,“ sagte Mac Lean. „Es ist einer meiner Leute von den Vorposten. Sehen wir, was er bringt.“

Der Mann, dessen Tritt man vernommen, drang durch die Tannen in den freien Raum, den sie verschlossen und verbargen. Er brachte seinem Herrn die Nachricht, daß sich auf der Straße von London her ein großer und schwerer Reisewagen nahe. Dicht vor dem Walde sei entweder ein Rad gebrochen oder von der Achse gelaufen. Der Kutscher und Diener seien beschäftigt, den Schaden auszubessern; der Reisende selber, ein dicker, wie es scheine, unbehilflicher Mann, habe den Wagen verlassen.

„Das ist er!“ schrie Mary Robinson.

„Mäßigen Sie sich, Madame,“ sagte Mac Lean, in-

dem er seine Hand sanft auf ihren Mund legte. „Sie werden uns nicht verrathen wollen.“

Dann befahl er den Leuten, die Lichter auszulöschen; und nun auf einmal war es finster, und in tiefe Nacht war Alles verschwunden, die Tannenlichtung, die Rasenbank, die Flaschen, die lagernden Gestalten. — Mary Robinson, gestützt auf den sicheren Arm Mac Lean's, war wieder im dunklen Walde von Hounslow Heath. Nichts als eine Laterne ging ihnen voran, deren dünner Lichtstrahl den Augen, durch den raschen Wechsel von starker Helligkeit und tiefer Finsterniß noch geblendet, nur wie ein Faden erschien, welcher auf der dichten Masse der Nacht hin- und herzitterte.

„Ihr Wagen wird Sie erwarten, Madame!“ sagte Mac Lean, der seine schöne Gefährtin durch die ihm wohlbekannten Waldpfade führte. „Sie werden, nachdem Sie eine von unsern Feierstunden durch Ihre Gegenwart verschönt und unvergeßlich gemacht haben, unsere Arbeit nicht theilen wollen. Sie werden Ihre Reise fortsetzen, Madame. Aber Sie werden sich des Waldes von Hounslow Heath zuweilen erinnern und einst vielleicht, wenn Sie in den Blättern lesen, daß der Henker von Tyburn und Capitän Mac Lean sich die Hände gegeben, seinem Andenken eine Thräne schenken.“

„Eine Thräne, Mac Lean?“ rief Mary. „Eine Thräne von mir!“ Ein Schauer durchrieselte sie. Mac Lean fühlte, daß ihr ganzer Körper heftig zittere. Dann aber lachte sie hell auf. Nach einer Weile, als sie ruhiger geworden, blieb sie stehen. „Nehmen Sie lieber dies Armband,“ sagte sie, „bewahren Sie es als ein Zeichen meiner Dankbarkeit. Wahrlich, diese Stunde im Walde

hat mir gezeigt, daß mehr Ritterlichkeit, mehr Mannessinn, mehr Treue, mehr Tugend bei den Verworfenen ist als bei den Großen und Edlen dieser Welt."

Sie hatte die Spange von ihrem Arm gelöst — der Laternenschein fiel auf einen breiten Goldreifen, der mit Juwelen reich besetzt war und auf einer Platte die künstlich verschlungene Chiffre „G. P." trug. Es war ein Geschenk des Prinzen von Wales.

„Mein Gewissen," sagte Mac Lean, „würde mir verbieten, eine Gabe abzulehnen, die mir aus solchen Händen geboten wird."

Er drückte das Armband an seine Lippen. Es soll mich bis zu meiner letzten Stunde nicht verlassen und auf dem verhängnißvollen Wege noch erinnern, daß ich wenigstens eine That gethan, die, frei von jedem Eigennutz, nur gethan ward auf das Wort einer Dame und den Wunsch eines Prinzen."

Schaudernd bei diesen Worten Mac Lean's bedeckte Mary Robinson das Gesicht mit beiden Händen. „Sogar ein Räuber hat mich beschämen sollen!" schluchzte sie in sich hinein, als sie am Arm Mac Lean's die Landstraße und ihren Wagen wieder erreicht hatte. Die Pferde standen wieder angeschirrt und der Kutscher, dem man gesagt hatte, daß die Dame sich und ihn durch eine Geldsumme von den Räubern losgekauft, hatte seinen Sitz wieder inne.

Mit einem Kuß auf ihre schöne Hand verabschiedete sich Mac Lean von Mary Robinson.

„Leben Sie wohl, Madame!" sagte er, „wenn Sie einen Schuß vernehmen, so denken Sie, daß es geschehen sei. — Kutscher, fahr' zu!"

Die Pferde zogen an, der Wagen rollte dahin. — Weinend drückte Mary Robinson ihren Kopf in die Polster. „Sogar ein Räuber . . .“ schluchzte sie aufs neue.

Da, fern aus dem Walde durch die Nacht ward ein Schuß und ein schwacher Hilferuf gehört.

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ schrie der Kutscher, „das sind die Räuber.“ Dann gab er den Pferden die Peitsche und unter seinem fortwährenden Halloh jagten sie dahin, als ob die Hölle selber ihnen auf den Fersen säße.

Aber dumpf in sich zusammengesunken saß Mary Robinson.

„Es ist geschehen!“ sagte sie.

Siebentes Capitel.

Sir John's Vermächtniß.

Das war ein unglücklicher Morgen für Studley Hall, als die Nachricht dorthin kam, daß Sir John Elliott auf seiner Reise von London in Hounslow Heath von den Räubern angefallen und erschossen worden sei. Man wollte Lady Elliott die traurige Kunde verbergen, aber Becky brachte sie ihr. Weinend, bis ihre Augen geschwollen und ihre Schürze ganz durchnäßt war, saß sie auf einem Schemel vor Lady Elliott's Bett.

„Sie haben es Euch verheimlichen wollen," sagte sie zwischen dem Schluchzen, „aber das ist nicht recht und nicht christlich. Er liegt in einem Haus bei armen Leuten, ein todter Mann vielleicht jetzt, obgleich noch ein Rest von Leben in ihm war, als der Bote fortritt."

Lady Elliott hatte die Nachricht mit düsterem Schweigen aufgenommen. Sie war davon erschüttert worden, wie von irgend einem ungeheuren Ereigniß, dessen Folgen man nicht ermessen kann; aber keine Thräne kam in ihr Auge, kein Wort auf ihre Lippe.

So saß sie, halbangekleidet, auf dem Rand ihres

Bettes, in ihrem Gemach, durch dessen herabgelassene Vorhänge die Helligkeit des Tages vergebens zu bringen strebte. Nichts als ein Streifen von Gelb war in der Nähe des Fensters, nichts als ein fahler Schimmer von Grau an den Wänden.

Endlich sagte sie: „Ich will fort. Ich will nach dem Hause fahren, wo er liegt."

Becky lobte diesen Entschluß sehr. Aber im Schloß, als er bekannt wurde, widersetzte man sich demselben von allen Seiten und mit allen Gründen.

„Meine theure Freundin," sagte die Marquise, welche sich sogleich, nachdem Lady Elliott nothdürftig Toilette gemacht, melden ließ, „was wollen Sie sich unnütz aufregen? Der arme Mann wird sein Schicksal erfüllt haben, ehe Sie ihn erreichen können. Wir können ihm keine Hilfe mehr bringen. Wir schulden ihm, ach! — nichts mehr, als die letzte Ehre. Dann wird das Gesetz Gerechtigkeit und Sühne verlangen für das vergossene Blut. Aber Sie gehören uns. Ihnen müssen wir so viel Schmerz ersparen, als in unserer Macht steht. Wir dürfen es nicht zugeben, daß Ihnen ein Anblick werde, welchen Ihr von dem furchtbaren Schlag zerrüttetes Gemüth nicht ertragen würde. Wir wollen Ihnen mit unserer Freundschaft, mit unserer Liebe, mit unserm Trost zur Seite bleiben. Es ist Befehl gegeben worden, daß nach der vorgeschriebenen Untersuchung durch das Gericht das Begräbniß im Kirchhofe von St. Paul zu London stattfinde."

„Nein," sagte Lady Elliott trüb und kalt, „ich will zu ihm. Er wird in Schottland begraben werden und ich werde der Leiche dorthin folgen."

Dann ließ der Prinz sich melden. Aber Lady Elliott nahm ihn nicht an.

Tief verschleiert, nur von Becky begleitet, begab sich Lady Elliott in den Wagen, welcher sie nach der Londoner Landstraße und dem Bauernhaus von Hounslow Heath bringen sollte.

Es lag am Rande der Haide, etwa noch eine englische Meile von dem nächsten Dorf entfernt. Die Leute waren in der Nacht, fast schon gegen Morgen, von einem Reisewagen geweckt worden, in welchem ein sterbender Mann lag. Der Kutscher und der Bediente waren unverletzt. Dem Wagen war beim Eintritt in die Haide ein Rad gebrochen, und während sie noch beschäftigt waren, den Schaden, so gut es ging, auszubessern, waren sie von den Räubern überfallen worden. Nach kurzem Wortwechsel hatte einer von den Räubern sein Pistol gegen den Herrn abgefeuert. Dieser sank mit einem Schrei zusammen. Ein paar Räuber hielten den Kutscher und Bedienten fest, während einige Andere dem Verwundeten, welcher auf den Boden gestürzt war, die Taschen ausleerten. Dann entfernten sich die Räuber. Die beiden Leute hoben ihren Herrn, welcher noch lebte, obgleich ihm die Kugel in die Brust gegangen war, in den Wagen und schleppten ihn so gut es gehen wollte, mit dem zerbrochenen Rade bis zu dem nächsten Hause, wo er Aufnahme fand.

Es war ein ärmliches Bauernhaus mit einem schwarzen moosigen Strohdach, kleinen, halbeingesunkenen Fenstern und einer niedrigen Thüre von Holz. Eine schmale Brücke, in der That nur eine Planke ohne jeden Anhalt, führte von der Landstraße über einen Graben oder einen

Sumpfstreifen. Vor dem Graben an der Chaussee stand der zerbrochene Wagen und das Rad lag daneben. Dicht hinter der Hütte war der Wald, dessen düsteres Tannengrün den Tag noch düsterer machte. Ein solcher Schein des Hoffnungslosen, Gedrückten, unsäglich Kummervollen hing über dem Anblick, daß es der Lady fast das Herz zusammenpreßte, als ihr Wagen gleichfalls vor der Brücke hielt.

Da war kein lebendes Wesen zu sehen außer einem Kind, einem kleinen Mädchen mit ungewaschenem Gesicht, ungekämmtem Haar und nackten Beinen, welches auf der Schwelle der Hütte saß. Der Bauer und die Bäuerin, die beiden Leute, der Kutscher und Bediente, waren nach allen vier Weltgegenden auseinandergestoben, nach London, nach Studley Hall, nach einem Doctor, nach dem Leichenbeschauer.

Niemand war zurückgeblieben als die Großmutter, eine alte, blöde Frau, die nicht mehr gut sehen und nicht mehr gut hören konnte. Die saß in dem Stübchen, auf einem Lehnstuhl von braunem Holz, in einem engen und niedrigen Stübchen, voll schlechter Luft und ganz schwarz von Steinkohlen- und Oellampenruß. Die bewegte sich nicht, als die Thür aufging und die verschleierte Dame hereinkam mit ihrer Dienerin. Sie zeigte blos mit der gelblichen, verrunzelten Hand gegen die Thür, die noch niedriger war, und sagte: „Da liegt er."

Becky wollte ihrer Herrin folgen. Aber Lady Elliott sagte: „Du kannst hier bleiben." Becky setzte sich auf eine hölzerne Bank. Lady Elliott trat an die Thür, die ihr die Alte gewiesen hatte. Die Thür war nur angelehnt. Lady Elliott öffnete sie und lehnte sie, nachdem

sie hindurchgeschritten, wieder hinter sich zu. Dann aber blieb sie stehen. Sie war nun allein mit ihrem Gemahl. Sie hörte ihn leise noch röcheln. Das war es, was sie hörte, bevor sie noch irgend etwas sah. Denn ein ganz anderes Licht war da. Aber das war es, was ihr die Kraft nahm, weiterzugehen. Sie war allein mit einem Sterbenden.

Eine kleine Lampe brannte. Denn dieses Zimmer hatte kein Fenster und kein Tageslicht. Das Zimmer war so niedrig, daß Lady Elliott die Decke desselben dicht über ihrem Kopf fühlte. Es war auch ganz eng. Lady Elliott sah die Wände, welche vom fettigen Ruß tropften. Die Lampe, welche trübe brannte, fast roth, stand auf einem hölzernen Schemel mit drei Beinen. Daneben, in den Winkel gerückt, stand ein breites Bett, welches den größten Theil des Raumes einnahm, ein Bett mit trockenem Laub gefüllt, und darauf lag Sir John. Man hatte ihm die Füße mit einem schweren Kissen bedeckt und sein Kopf lag auf einem anderen Kissen von grober Leinwand. Er lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war von dem Lampenlicht beleuchtet, aber unter dem Roth war schon die Farbe von Gelb und Grau. Die Augen standen offen, starr, ohne Regung. Der eine Arm hing über die Bettlehne herunter. Der andere Arm ruhte auf der Brust und die Hand desselben hatte sich krampfhaft über einer Stelle der Brust geschlossen, wo unter einem schlechten Verband Blut zu sehen war. Er sah aus wie ein Todter, aber er röchelte noch.

Lady Elliott trat drei oder vier Schritte vor, da war sie schon an dem Rand des Bettes. Darauf stützte sie sich. Sie sah dem Sterbenden in's Gesicht. Die

offenen Augen waren starr auf sie gerichtet und sahen sie immer an. Aber sie zuckten nicht, sie bewegten sich nicht, es war weder Kummer darin noch Zorn, nichts als der Tod. Die Lippen waren geschlossen, aber noch nicht bleich; sie waren wie eine Wunde, unter der es blutet.

Welchen Eindruck machte dieser Anblick auf Lady Elliott? Ward sie nicht erinnert an die Nacht von Studley Hall, wo sie dem Prinzen gesagt: „schaff' es fort dieses Hinderniß, mache mich frei . . .“ Jetzt war sie frei — aber welche Empfindung hatte sie dabei? Schrecken, oder Mitleiden, oder Reue, oder welch' andere Gefühle? Nichts von alledem — nur eins: Kälte, Eiseskälte.

Minuten=, viertelstundenlang hatte sie den starren Blick ertragen und erwidert. Dann ging sie von dem Rande des Bettes, auf welchen sie sich gestützt hatte, zu der Lehne desselben. Nun sah sie etwas, das sie erschreckte: einen Ring an der herabhängenden Hand Sir John's, der Ring, der, ein wandernder Begleiter des Verbrechens, von Hand zu Hand gegangen, bis er (durch welches Geheimniß wußte sie nicht) zu derjenigen, von welcher sie ihn einst empfangen, zurückgekehrt war, die Kette der Schuld schließend: der Anfang Treubruch, das Ende Blut. Dieser Ring sagte ihr Alles. Er erinnerte sie an Edinburgh, wo ihn Sir John ihr an den Finger gesteckt, und an Carlton=House, wo ihn der Prinz ihr von dem Finger gezogen. Dieser Ring, der Zeuge ihrer Sünde, war auch der Zeuge seines Todes geworden, und ihn wieder an seinem Finger zu sehen, war ihr unerträglicher, als der Anblick des Todes selber. Sie wollte ihn davon entfernen; sie meinte sich dadurch Ruhe zu verschaffen, und sie meinte auch den Todten noch dadurch von einem

letzten Druck zu befreien. Der Instinct gab ihr das ein. Furchtlos sonst und nur mit diesem Einen Gedanken beschäftigt, nahm sie die Hand des Todten, um den Ring davon abzustreifen. Aber in demselben Augenblick schloß sich die kalte Hand, die sie berührte, mit festem, fast eisernem Griff um die ihre. Es war der Todeskrampf des Sterbenden, seine letzte Bewegung. Sie schrie laut auf. Das dürre Laub im Bett fing an zu rascheln. Sie zog, sie zerrte, sie rang. Vergebens. Sie wand und krümmte sich und sank zuletzt am Bette nieder. Aber die kalte Hand ließ sie nicht mehr los. Der Tod hatte das Leben in seiner Gewalt.

So fand man sie nach geraumer Zeit, als endlich ein Arzt, der Leichenbeschauer und Mitglieder der Polizei und des Gerichtes von London eingetroffen waren. Sir John lag todt im Bette und Lady Elliott lag besinnungslos vor dem Bette, gekettet, wie es schien, an den Todten. Denn seine Hand hatte sich im letzten Krampfe so fest um die Hand seiner Gemahlin geschlossen, daß es der Anwendung von Gewalt bedurfte, um sie frei davon zu machen. Blutige Maale, die Eindrücke von den Nägeln des Todten, saßen rings um die kleine, zarte Hand des unglücklichen jungen Weibes, welche — selber kalt wie eine Leiche — von der Leiche ihres Gemahls getrennt wurde.

Ein unerklärliches Dunkel ruhte auf dem Vorgang, welcher dem allgemein bedauerten Sir John Elliott das Leben gekostet hatte. Einige brachten die That in Verbindung mit dem Verschwinden des Obersten Tarleton, eines von den Adjutanten Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Wales, dessen Dienst und Nähe er heimlich

verlassen hatte, um, wie man sagte, mit Mrs. Mary Robinson, der ehemaligen Geliebten derselben hohen Person, nach Paris zu entfliehen in der Nacht, in welcher Sir John ermordet worden. Einige gingen weiter. Sie beruhigten sich nicht bei dem Adjutanten, sondern dachten an den Herrn und machten von der Geliebten, welche geflohen, ihren Schluß auf die Geliebte, welche geblieben. Zwar war es den vergrößerten Anstrengungen der Polizeimacht, welche sich zu diesem Zwecke durch militärische Hilfe verstärkt hatte, gelungen, des berüchtigten Räubers Mac Lean habhaft zu werden, und dieser machte keinen Augenblick ein Geheimniß daraus, daß er den Baronet erschossen habe. Dies war eines der ersten Geständnisse, die er ablegte. Umsonst aber bemühten sich die Richter, die Spur irgend einer Genossenschaft zu entdecken, irgend einer Betheiligung, irgend einer Einwirkung auf seinen Entschluß. Mac Lean blieb unerschütterlich. Aber doch sagten nach der öffentlichen Meinung die Initialen des Prinzen von Wales, welche sich auf einem bei Mac Lean gefundenen Bracelet zeigten, mehr, als jedes Geständniß desselben hätte sagen können. Zwar behauptete er, dies Bracelet irgend einer Dame, die von ihm geplündert worden sei, genommen zu haben. Aber das war es wieder, was man ihm nicht glaubte.

Indessen trug auch dieser Umstand nicht wenig dazu bei, den gefangenen und verurtheilten Straßenräuber dem Publicum noch interessanter zu machen, als er schon vor dem Bekanntwerden desselben gewesen. Die Zahl der ihm in seinem Gefängniß zu Newgate abgestatteten Besuche belief sich auf 3000; es waren alle seine Clubgenossen und viele Damen aus der höchsten Aristokratie darunter,

die den berühmten Straßenräuber vor seiner Hinrichtung sehen und sprechen wollten. Er empfing sie alle mit den feinsten Manieren. Sie waren alle entzückt von ihm. Er benahm sich wie irgend ein großer Lord; ja König Georg selber hätte sich beim Lever nicht besser benehmen können. Zu denen, die ihn auch, aber heimlich und maskirt besuchten, gehörte die Marquise v. Hertford. Diese Dame, die ihn schon aus einer früheren Begegnung kannte (er hatte sie nämlich einmal auf Hounslow Heath geplündert), sprach besonders lang und vertraulich mit ihm. Er versicherte sie seiner Ergebenheit, seiner tiefen Verehrung für den Prinzen. Sie hätte gern, im Interesse des Prinzen, die Wahrheit erfahren. Aber Mac Lean, wie er seinerseits glaubte, im Interesse des Prinzen, verschwieg sie ihr. Hätte er gewußt, welchen Dienst er dem Prinzen hätte leisten können, wenn er zum Verräther derjenigen würde, die den Prinzen verrathen, so hätte er die Welt mit einer anderen Aufklärung verlassen. So aber nahm er das Geheimniß mit sich in das Grab, und noch am Fuße des Galgens mit dem Armband des Prinzen auf dem Herzen, starb er in der freudigen Zuversicht, seinem Prinzen die Treue und seiner Dame das gegebene Wort bewahrt zu haben.

Inzwischen, auf die Nachricht von dem erschreckenden Vorfall war auch der Kronanwalt für die Grenadas nach London geeilt, um seinem Freunde die letzte Ehre zu erweisen, das an demselben begangene Verbrechen zu verfolgen und seine gebeugte Tochter nach Edinburgh zurückzugeleiten. Doch war ihm nur möglich, den ersten Theil seines Vorhabens auszuführen: was den zweiten anbetrifft, so gelang es der Vermittlung eines hochgestellten

Herrn (man sagt Lord Cholmondeley), den Kronanwalt zu befriedigen, sowie es auch dem Einfluß desselben zugeschrieben ward, daß Herr Dalrymple Esq. einwilligte, seine heftig erkrankte Tochter in London zurückzulassen. Dort blieb Lady Elliott in der Behandlung der ausgezeichnetsten Aerzte und unter dem Schutze der hohen Connexionen, welche sie sich in London erworben, während ihr Vater heimkehrte, um in Schottland die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen. Die alten Genossen seiner Tafel halfen ihm getreulich über den ersten Schmerz hinweg, und später tröstete ihn das glänzende Schicksal seiner Tochter über den Verlust seines Freundes.

Länger jedoch beschäftigte der Tod Sir John's das öffentliche Gespräch in London. Schon grünte das erste Gras über seinem Grabe, schon war Lady Elliott wieder genesen von der Krankheit, die der entsetzliche Zufall ihr verursacht. Aber der tiefe Schatten wich nicht, der auf den Namen des Prinzen von Wales gefallen, und ein noch tieferer war in der Seele von Lady Elliott zurückgeblieben.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

Herrn (man sagt Lord Cholmondeley), den Kronanwalt zu befriedigen, sowie es auch dem Einfluß desselben zugeschrieben ward, daß Herr Dalrymple Esq. einwilligte, seine heftig erkrankte Tochter in London zurückzulassen. Dort blieb Lady Elliott in der Behandlung der ausgezeichnetsten Aerzte und unter dem Schutze der hohen Connexionen, welche sie sich in London erworben, während ihr Vater heimkehrte, um in Schottland die Hinterlassenschaft des Verstorbenen zu ordnen. Die alten Genossen seiner Tafel halfen ihm getreulich über den ersten Schmerz hinweg, und später tröstete ihn das glänzende Schicksal seiner Tochter über den Verlust seines Freundes.

Länger jedoch beschäftigte der Tod Sir John's das öffentliche Gespräch in London. Schon grünte das erste Gras über seinem Grabe, schon war Lady Elliott wieder genesen von der Krankheit, die der entsetzliche Zufall ihr verursacht. Aber der tiefe Schatten wich nicht, der auf den Namen des Prinzen von Wales gefallen, und ein noch tieferer war in der Seele von Lady Elliott zurückgeblieben.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Stallschreiberstr. 47.